DIE FRANZOSEN UND IHRE LITERATUR IM URTEIL DER MORALISCHEN...

Carl Sander



Die Franzosen und ihre Literatur im Urteil der moralischen Zeitschriften Steeles und Addisons.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer hohen philosophischen Fakultät

der

Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg

vorgelegt von

Carl Sander

aus Opperhausen.

Straßburg i. E.
Druck von M. DuMont-Schauberg
1903.

Von der Fakultät genehmigt am 6. Dezember 1902.

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsübersicht.

Über die Zeitschriften Richard Steeles und Joseph Addisons, unter denen wir hier nur ihre ersten epochemachenden, den „Tatler“, den „Spectator“ und den „Guardian“ verstehen,[1]) ist in der neueren Literatur verschiedentlich gehandelt worden. Die meisten Abhandlungen beziehen sich auf Stoff und Anlage derselben und ihre Wirkung auf das öffentliche Leben und die Literatur Englands. Hinsichtlich des Einflusses der Zeitschriften auf die nachfolgenden Literaturwerke ist besonders wichtig eine Schrift von M. Kawczynski, „Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“, der die Bedeutung der Zeitschriften für die ganze Literatur des 18. Jahrhunderts nicht nur Englands, sondern auch Frankreichs und Deutschlands eingehend erörtert und im Gegensatz zu den Urteilen vieler anderer Gelehrten, die mit der Bedeutung der moralischen Zeitschriften hauptsächlich die Mitarbeit Addisons verknüpfen, das Verdienst Steeles in das gebührende Licht zu setzen sich bemüht.[2]) Auch P. Hamelius hat in seiner Abhandlung „Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts“ reichlich Veranlassung gehabt, die Zeitschriften zu benutzen, und eine literarische Kritik Addisons im „Spectator“ ist der

---

[1]) Steeles „Englishman“ und „Reader“ sind politische Parteiblätter, sein „Lover“ ist zwar ebenso wie die oben genannten Zeitschriften eine moralische Wochenschrift, ist aber für unsere Arbeit von keiner Wichtigkeit. Addisons „Whig-Examiner“ dient, wie schon der Name sagt, auch rein politischen Interessen, nicht minder sein „Free-Holder“, der den Zweck verfolgte, den Thron des Hauses Hannover zu befestigen. Alle diese Zeitschriften waren nur von kurzer Dauer.

[2]) Besonders Macaulay und Hettner schreiben den Erfolg und die Bedeutung der Zeitschriften bei weitem in erster Linie Addison zu und werden dabei den Verdiensten Steeles nicht gerecht. Ihre Autorität hat viele spätere Kritiker beeinflußt. Vor kurzem ist jedoch eine Abhandlung erschienen, die sich ausschließlich mit Steele beschäftigt: Eine Rostocker Dissertation von Otto Wendt „Steeles literarische Kritik über Shakespeare im Tatler und Spectator“, 1901.

Gegenstand einer Rostocker Dissertation von K. Kabelmann. Zweck und Aufgabe der folgenden Arbeit soll es sein, einen charakteristischen Zug der Zeitschriften herauszuheben: ihre Stellung zu den Franzosen und deren Literatur. Bevor wir jedoch an den Stoff selbst herantreten, mögen auch hier einige einleitende Bemerkungen über Entstehung und Anlage der Zeitschriften Platz finden.

Mit vollem Recht wird der von Steele im Jahre 1709 herausgegebene „Tatler“ (die erste Nummer erschien am 12. April) als moralische Wochenschrift und zwar als die erste Englands bezeichnet. In seiner Widmung an Sir Arthur Maynwaring (1668—1712), einen angesehenen Literaten und Politiker jener Zeit, gibt Steele den allgemeinen und hauptsächlichsten Zweck des „Tatler“ in folgenden Worten an: *The general purpose of this Paper is to expose the false arts of life, to pull off the disguises of cunning, vanity, and affectation, and to recommend a general simplicity in our dress, our discourse, and our behaviour.*

Sittenschilderungen, erbauliche Betrachtungen, Theater- und Kunstkritiken sollen einander ablösen und eine belehrende, zum Denken anregende Unterhaltung bieten. Steele ging somit in der Tendenz der Wochenschrift zunächst auf demselben Wege weiter, den er schon in seinen Lustspielen „The Funeral, or, Grief à la Mode“ (1701), „The Tender Husband“ (1705) und „The Lying Lover“ (1703) eingeschlagen hatte, sodaß Hettner von ihm sagen konnte: „Presse und Bühne betrachtet er in gleicher Weise nur als Kanzel der moralischen Besserung“.[1]) Doch fehlten neben solchen ernsten Aufsätzen auch Mitteilungen über die Galanterie und die Vergnügungen der damaligen Gesellschaft, über Poesie und Gelehrsamkeit, über Tagesereignisse und die politische Lage Englands und seiner Nachbarländer nicht. Die Herausgabe des „Tatler“ fällt in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, der fast ganz Europa in Bewegung setzte und das Interesse des englischen Volkes besonders stark in Anspruch nahm, und es ist deshalb natürlich, daß Steele seine Leser auch über die Ereignisse des Krieges unterrichtete. Dieses konnte er um so leichter, als er 1709 der Herausgeber der

---

[1]) Hettner, S. 241.

offiziellen Regierungszeitung, der „Gazette", geworden war und ihm so die amtlichen Nachrichten vom Kontinent am frühesten und zuverlässigsten zu Gebote standen. Er benutzte diesen Umstand, um sich frei über die politischen Parteien auszusprechen, die Ziele der Whigs, welcher Partei er mit Leib und Seele angehörte, zu loben und zu preisen und seinem Groll gegen Frankreich und seinen großen König Ausdruck zu geben. In den Berichten über den Gang des Krieges finden wir oft nur einfache, nackte Tatsachen und Daten mitgeteilt, oft aber auch spricht Steele ein scharfes Wort der Kritik über die Zustände der von dem Kriege betroffenen Länder; namentlich geben ihm die von Frankreich angeknüpften Friedensverhandlungen Gelegenheit, die Handlungsweise und Gesinnung Ludwigs XIV. und seiner Minister, den inneren Rückgang Frankreichs am Schlusse seiner Regierung treffend zu beleuchten. Während wir Mitteilungen der ersteren Art für den Zweck dieser Arbeit gänzlich unbeachtet lassen können, müssen wir Steeles persönliche Bemerkungen näher ins Auge fassen.

In seiner Widmung an Sir Maynwaring hat uns Steele mit dem Zweck und der Tendenz seiner Zeitschrift bekannt gemacht, er glaubt aber auch, seinen Lesern eine Erklärung, eine Begründung für seine Tätigkeit schuldig zu sein, welche in der neunten Nummer des „Tatler" zu lesen ist. Wie es in dem Berufe von Familien eine gewisse Tradition gibt, so stellt es Steele als ein altes Vorrecht seiner Familie hin: *to examine who and who are together, to tell any mistaken man he is not what he believes he is, to distinguish merit, and expose false pretences to it.* Von diesem Rechte will er Gebrauch machen, und hierzu bietet ihm nicht nur seine eigene Umgebung, London und England mit seinen großen Männern Stoff und Gelegenheit, sondern in hohem Maße auch sein Nachbarland Frankreich. Auch Frankreich gegenüber will er mit seiner Kritik nicht zurückhalten, er will, wie er sich ausdrückt, der gebildeten Welt seines Vaterlandes neue Charaktere zeigen. So bereitet uns Steele auf das Erscheinen mancher Abhandlung über Frankreich, seine Zustände und seine Literatur vor.

In den letzten Bänden hat der „Tatler" seine ursprüngliche Anlage ganz und gar geändert. Seitdem die Partei der

Whigs im Sommer 1710 gestürzt und Steele dadurch die Herausgabe der offiziellen „Gazette“ entzogen war, versiegte für ihn die Quelle für seine politischen Nachrichten: der „Tatler“ wird feierlich und ernster, er verfolgt eine mehr moralische und didaktische Richtung.

Die Färbung der letzten Bände des „Tatler“ zeigt auch seine Fortsetzung, der „Spectator“, dessen erste Nummer am 1. März 1711 erschien. Aber er ist kühner und großartiger in der Anlage, mannigfaltiger und vielseitiger im Stoff und in seiner Wirkung bedeutungsvoller als der „Tatler“. Im „Spectator“ herrscht der Geist Addisons vor, der schon bald Mitarbeiter des „Tatler“ geworden war und die politische Schweigsamkeit seines Freundes Steele im späteren „Tatler“ mit Genugtuung wahrgenommen hatte. Humoristische Besprechungen über die Eigentümlichkeiten der Sitten und die Gewohnheiten der damaligen Gesellschaft nehmen zu, wir erfreuen uns an treffenden und naturwahren Charakterzeichnungen. Literarische Betrachtungen, die ästhetisch-kritischen Essays, zu denen Addison vermöge seiner großen Gelehrsamkeit eine stärkere Neigung in sich fühlte, finden hier ihren Platz und heute noch Beachtung. Politische Fragen werden nur noch selten berührt, und wo es der Fall ist, beschränkt sich der „Spectator“ ziemlich allgemein auf eine Verspottung und Verhöhnung der Person und Regierung Ludwigs XIV. und auf eine Verherrlichung des Herzogs von Marlborough.

Ohne irgend eine äußere Notwendigkeit war der „Spectator“ am 6. Dezember 1712 von Steele und Addison geschlossen worden. An seine Stelle trat der „Guardian“, der in seinem ersten Teile hauptsächlich das Werk Steeles allein ist; Addison, der damals mit der Vollendung seines Trauerspiels „Cato“ beschäftigt war, konnte ihm erst später seine Kräfte zuwenden. Nach dem von Steele gewählten Plane spielen hier Vorfälle und Angelegenheiten des häuslichen Lebens die Hauptrolle. War es aber für die Entwicklung des „Guardian“ schon kein günstiges Omen, daß ihm Addison erst in Nr. 67 einen Beitrag spenden konnte, so wirkten doch noch verderblicher die hochgehenden politischen Kämpfe. Zwar hatte Steele ausdrücklich erklärt, fern von allem Parteizwist nur dem privaten Leben seine Auf-

merksamkeit schenken zu wollen, doch konnte er sich bei seiner heftigen und leidenschaftlichen Natur und den überhandnehmenden Umtrieben der Torypartei eines Hereinziehens der politischen Tagesfragen in den „Guardian" nicht ganz erwehren. In Nr. 41 eröffnet er den Kampf gegen den von Jonathan Swift herausgegebenen toristischen „Examiner". Es war der Entwicklung des „Guardian" nicht zuträglich, daß Steele seine hauptsächlichste Lebensaufgabe jetzt in seiner politischen Tätigkeit erblickte. Wenn trotzdem der „Guardian" noch eine Zeit lang in den Bahnen des „Spectator" und „Tatler" wandelte, so ist dies wohl Addison als Verdienst anzurechnen, der mit köstlichem Humor und feinem Spott noch in manchen Abhandlungen die Fehler und Schwächen seiner Zeit uns vor Augen führt, bis der „Guardian" am 1. Oktober 1713 geschlossen wurde.

Am 18. Juni 1714 erschien die erste Nummer eines neuen, des 8. Bandes des „Spectator", der von Addison allein als die unmittelbare Fortsetzung des früheren „Spectator" angekündigt wurde. Auch hier enthielt sich Addison jeder Erörterung politischer Fragen und Ereignisse; nach Inhalt und Richtung gleicht der Band dem alten „Spectator". „Nur insofern", schreibt Hettner, „unterschied sich der neue Spectator von dem alten, daß er nicht mehr täglich erschien, sondern wöchentlich bloß dreimal, Montags, Mittwochs und Freitags. Denn auch hier ist wieder derselbe Witz, dieselbe Anmut, dieselbe Unerschöpflichkeit der bunt wechselnden Erfindung! Ja, es gibt in England sogar nicht wenige, welche diesen achten Band, als von Addison allein herrührend, allen früheren Bänden auf das entschiedenste vorziehen."[1]) Dieser Band fand seinen Schluß am 20. Dezember 1714 infolge der Wendung der politischen Verhältnisse in England, welche mit dem Tode der Königin Anna am 1. August eingetreten war. Mit Georg I. kam das Haus Hannover auf den englischen Königsthron; die Hoffnungen und Wünsche der Whigs waren in Erfüllung gegangen, Addison wurde erster Staatssekretär.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Zweck und Anlage der Zeitschriften Steeles und Addisons wird sich

---

[1]) A. a. O. S. 262.

empfehlen, um eine klare Übersicht über die Stellung dieser höchst einflußreichen Zeitschriften zu Frankreich und besonders zu der Literatur dieses Landes zu gewinnen, den Stoff folgendermaßen zu gliedern und die Auffassung der Zeitschriften festzustellen:

I. von der wirtschaftlichen und politischen Lage Frankreichs am Schlusse der Regierung Ludwigs XIV., seinem Regierungssystem und seinem Charakter,

II. von Land und Leuten in Frankreich,

III. von der Literatur der Franzosen

und zu prüfen:

a) die literarische Kritik Steeles,

b) die literarische Kritik Addisons,

c) die literarische Kritik der Mitarbeiter der Zeitschriften.

I. Die wirtschaftliche und politische Lage Frankreichs am Schlusse der Regierung Ludwigs XIV., sein Regierungssystem und sein Charakter.

Gerade die ersten Bände des T(atler) bringen uns die Lage Frankreichs am Ende des spanischen Erbfolgekrieges nach englischer Auffassung am lebendigsten und deutlichsten vor Augen. Wir schildern im folgenden die Lage Frankreichs und seines Königs und die Entwicklung der großen historischen Tragödie so, wie sie im T. unter dem Eindruck der wichtigen Ereignisse des Tages dargestellt sind, ohne kritische Randglossen, die den Eindruck des Zeitbildes nur schwächen würden.

Mit bitterer Ironie und beißendem Spott schildert uns der T. schon in der zweiten Nummer [geschrieben von St(eele)], wie es im Innern Frankreichs aussieht. Es ist von dem Gipfel seiner Macht herabgesunken, das Land ist infolge der ununterbrochenen Kriege aufs äußerste erschöpft, statt des früheren Glanzes herrscht überall Hungersnot und Elend, sodaß auch der Tod eine reiche Ernte hält und die Unzufriedenheit im Volke über die Politik des Königs eine große und allgemeine ist. In Languedoc wird diese Unzufriedenheit noch durch eine Mißernte erhöht; wir hören, daß die Ernte an Getreide, Oliven und Feigen völlig vernichtet ist (T. Nr. 16, St.). Ähnliche Nachrichten über die Zustände in Frankreich kommen aus Bern, von wo dem T. berichtet wird, daß es in Frankreich keine Provinz gäbe, aus welcher nicht die Regierung den Empfang von Berichten über öffentliche Aufstände wegen Mangel an Korn zu befürchten habe. (T. Nr. 24, St.) Wenige Tage später teilt der T. seinen Lesern eine Maßnahme des Hofes mit, die so recht Zeugnis ablegt von dem starken Niedergang des Wohlstandes in Frankreich. Sie findet sich in Nr. 27 (St.) und lautet: *The want of money in that kingdom is so great, that the court has thought fit to command all the plate of private families to be brought into the mint.* In der Provinz Poitou ist es schon zum hellen Aufstand gekommen, 3000 Mann haben zu den Waffen

gegriffen und die königlichen Truppen, welche die Empörung niederkämpfen sollten, geschlagen (T. Nr. 13, St.).

Hieraus ersehen wir, daß auch die französische Regierung eine klare Vorstellung von der Zerrüttung des Landes hatte und die Notwendigkeit des Friedensschlusses erkennen mußte. Denn die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze waren auch nicht dazu angetan, die Sachlage zu ändern und das französische Volk mit Nachrichten von großen Waffen- und Ruhmestaten zu blenden. Im Gegenteil! Keine herrlichen Siege und Eroberungen wie früher, ja nicht einmal die geringsten Erfolge sind den französischen Waffen beschieden, sie haben nur Niederlagen zu verzeichnen, sodaß sich Ludwig XIV. gezwungen sieht, ein baldiges Ende des Krieges herbeizuführen. Dies versucht er nicht etwa durch offene und ehrliche Verhandlungen, sondern er bemüht sich vielmehr, einen Keil zwischen die Verbündeten zu treiben und hofft aus ihrer Uneinigkeit Nutzen ziehen zu können. Doch sind die arglistigen Bemühungen seiner Diplomaten gänzlich fehlgeschlagen, sie haben nur dazu beigetragen, das Ansehen Frankreichs bei allen europäischen Mächten noch mehr zu untergraben, und die Verbündeten veranlaßt, sich noch enger zusammenzuschließen und sich den Verhandlungen Frankreichs gegenüber zurückhaltend und mißtrauisch zu verhalten (T. Nr. 2, St.). Aber schließlich muß sich der stolze König der Macht der Verhältnisse beugen und allen Ernstes die Hand zum Frieden bieten: *The posture of affairs in France does necessarily oblige that nation to be very much in earnest in their offers* (T. Nr. 13, St.).

Der T. versäumt es nicht, uns über den Verlauf der Friedensverhandlungen zu unterrichten. Man verspricht sich Erfolg von ihnen, da Monsieur Torcy mit ihrer Leitung beauftragt ist, und glaubt dies auch als Grund dafür ansehen zu können, daß es Ludwig XIV. mit denselben ernst sei. Torcy hat nämlich einen besonderen Standpunkt bezüglich der Größe und der Machtstellung Frankreichs vertreten, er hat es oft ausgesprochen, daß das Land mehr durch die Pflege der Künste des Friedens gewänne als durch den Krieg (T. Nr. 16, St.). Anläßlich der Eröffnung der Verhandlungen verwenden sich die in Holland wohnenden französischen Protestanten zu gunsten

ihrer nicht ausgewanderten Glaubensgenossen, deren Lage durch die Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig im Jahre 1685 eine immer schlimmere geworden war. Sie bitten darum, daß ein Artikel in den Friedensvertrag aufgenommen werde, der den Protestanten Frankreichs völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit zugestehe (T. Nr. 13, St.).

Inzwischen laufen beim T. immer neue Nachrichten über die Lage Frankreichs ein, die als eine ganz traurige und trostlose geschildert wird. Als besonders kennzeichnend möge hier noch eine Stelle aus Nr. 18 (Steele und Addison)[1]) ihren Platz finden: *This day a mail arrived from Holland, by which there are advices from Paris, that the kingdom of France is in the utmost misery and distraction. The merchants of Lyons have been at Court, to remonstrate their great sufferings by the failure of their public credit; but have received no other satisfaction than promises of sudden peace; and that their debts will be made good by funds out of the revenue, which will not answer, but in case of the peace which is promised. In the mean time, the cries of the common people are loud for want of bread, the gentry have lost all spirit and zeal for their country, and the King himself seems to languish under the anxiety of the pressing calamities of the nation, and retires from hearing those grievances which he has not the power to redress. Instead of preparations for war, and the defence of their country, there is nothing to be seen but evident marks of a general despair: processions, fastings, public mournings and humiliations, are become the sole employments of a people, who were lately the most vain and gay of any in the universe.* Weiter heißt es ebendort, daß der Papst sogar in betreff des Friedens sich an Ludwig XIV. gewandt und daß letzterer in einem Antwortschreiben in Ausdrücken der Demut die Entscheidung in die Hand der göttlichen Vorsehung gelegt

[1]) Bei der Unsicherheit der Autorschaft vieler Artikel kann die eine oder andere Nummer falsch zugeteilt sein; doch ist dies von geringer Bedeutung, da alle auf ein und denselben Ton gestimmt sind. Beim T. kommt noch besonders in Betracht, daß die einzelnen Teile einer Nummer oft von verschiedenen Verfassern herrühren. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit jedoch dürfen wir nach den Bemerkungen in der Einleitung annehmen, daß alle politischen Artikel, deren Autorschaft als nicht bestimmt angegeben wird, von Steele geschrieben sind.

hat. Er will der Welt bald zeigen, daß er die Ruhe seines Volkes dem Ruhme der Waffen und der Ausdehnung seiner Eroberungen vorzieht.

Der Minister Torcy führt das Unglück Frankreichs in diesem Kriege auf eine Schickung des Himmels und auf den allgemeinen Mangel an Lebensmitteln im Lande zurück. Die Überlegenheit der feindlichen Generäle und Heere anzuerkennen, kann er sich aber nicht entschließen (T. Nr. 19, St.). Dieselbe Nummer bringt uns noch, wie es im T. wörtlich heißt, einen an Torcy gerichteten authentischen Brief der Madame de Maintenon. Weiter sagt der T. über diesen Brief, daß er von einer im Dienste des Ministers Torcy stehenden Person gestohlen und in die Hände der Verbündeten gespielt worden sei. Er sei sehr pathetisch geschrieben und in einem Stile gehalten, der den Geist der Madame de Maintenon, welcher solange das Herz des großen Monarchen umgarnt habe, deutlich erkennen lasse. Nach diesem Urteile, welches der T. über den Brief fällt, sollte man annehmen, daß es sich wirklich um einen authentischen Brief der Madame de Maintenon handle, zumal er ihm am Schlusse derselben Nummer noch wichtige Folgen, nämlich das Nachgeben Torcys den Forderungen der Verbündeten gegenüber, zuschreibt. Der Brief ist jedoch offenbar eine Fiktion; die verschiedenen Ausgaben der Briefe der Madame de Maintenon enthalten nichts Ähnliches.[1]) Auch eine französische Übersetzung des T. weist diesen Brief schon in das Reich der Erfindung (vgl. T.-Ausgabe vom Jahre 1786, Nr. 19, Anmerkung). Dies haben wir um so mehr Grund anzunehmen, als Steele in den nächstfolgenden Nummern des T. sogar in eine Korrespondenz mit dem König von Frankreich tritt. Der angebliche Brief der Frau von Maintenon berichtet uns somit Steeles eigenes Urteil über die Zustände in Frankreich, besonders die

[1]) In einem ihrer Briefe an den Herzog von Noailles findet sich eine Stelle, die neben ihrem richtigen Urteil über die traurige Lage Frankreichs ihre große Erbitterung über die von Torcy geführten, für Frankreich wenig ehrenvollen Verhandlungen zum Ausdruck bringt: Nos malheurs augmentent tous les jours: nous ne pouvons ni faire la paix, ni faire la guerre: vous apprendrez ce que M. de Torcy nous a rapporté qui a donné de l'indignation à tout ce qui a une goutte de sang François (cf. Lettres de Mad. de Maintenon, Amsterdam 1757, V. Bd. S. 111 f.).

Person Ludwigs XIV., die er in den Vordergrund treten läßt. Zwei Epochen seines Lebens und seiner Regierung werden in den schroffsten, aber richtigen Gegensatz gestellt: Ludwig auf dem Höhepunkt seiner Macht, der Unbesiegbare, der Weltbeherrscher am Ende des Jahrhunderts und der unglückliche, bemitleidenswerte König am Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges. Daß Steele mit seinem Urteil in jeder Weise das Richtige getroffen hat, wird uns beim Lesen der Memoiren und der Korrespondenz der Madame de Maintenon aus jener Zeit vollkommen bestätigt.[1]) Zugleich ist dieser Brief ein treffliches Beispiel von Steeles klarem und flüssigem Stil, wie ihn leider nicht alle seine Abhandlungen aufweisen. Auch bewundern wir seine Kunst, mit der er es uns glaublich macht, daß der Brief wirklich von Madame de Maintenon herrühre. Steele beabsichtigte mit dieser Fiktion wohl, das Kriegsfeuer der Engländer gegen die Franzosen zu schüren und sie zu einer energischen Fortsetzung des Krieges zu veranlassen, der mit einer äußersten Demütigung der Franzosen endigen mußte. Seiner Wichtigkeit wegen möge der Brief wörtlich folgen: *I received yours, and am sensible of the address and capacity with which you have hitherto transacted the great affair under your management. You will observe, that our wants here are not to be concealed: and that it is vanity to use artifices with the knowing men with whom you are to deal. Let me beg you, therefore, in this representation of our circumstances, to lay aside art, which ceases to be such when it is seen, and make use of all our skill to gain us what advantages you can from the enemy's jealousy of each other's greatness; which is the place where only you have room for any dexterity. If you have any passion for your unhappy country, or any affection for your distressed master, come home with peace. Oh Heaven! do I live to talk of Lewis the Great, as the object of pity? The king shows a great uneasiness to be informed of all that passes: but, at the same time is fearful of every one who appears in his presence, lest he should bring an account of some new calamity. I knew* (wohl verdruckt für

[1]) Vgl. Lettres et Memoires de Madame de Maintenon, A la Haye et à Leide, 1757, V. Bd. S. 68 ff. und Lettres de Madame de Maintenon, A Amsterdam 1757, V. Bd. S. 109 ff.

„I know") *not in what terms to represent my thoughts to you, when I speak of the king, with relation to his bodily health. Figure to yourself that immortal man, who stood in our public places represented with trophies, armour, and terrors, on his pedestal: consider, the invincible, the great, the good, the pious, the mighty, which were the usual epithets we gave him, both in our language and thoughts. I say, consider him whom you knew the greatest and most glorious of monarchs, and now think you see the same man an unhappy lazar, in the lowest circumstances of human nature itself, without regard to the state from whence he is fallen. I write from his bed-side: he is at present in a slumber. I have many, many things to add; but my tears flow too fast, and my sorrow is too big for utterance.*

Wie schon bemerkt, stellt es der T. als eine Folge dieses Briefes hin, daß Torcy in einigen Punkten seinen Gegnern nachgab, was er vorher nicht ohne Einwilligung seines Königs geglaubt hatte tun zu dürfen. Den von Torcy unterzeichneten Verhandlungen gibt jedoch Ludwig XIV. seine Zustimmung nicht, sodaß der Krieg von neuem beginnt (T. Nr. 23, St.). Die verbündeten Mächte sind darüber sehr enttäuscht und müssen wieder erfahren, wie wenig Vertrauen sie den Verhandlungen Frankreichs entgegenbringen dürfen. Auch der T. kann nicht glauben, daß Ludwig XIV. bei seinem Entschlusse beharrt, und versucht ihn deshalb durch einen kritischen Rückblick auf seine Regierung und die Erinnerung an die wahrhaften Pflichten eines Herrschers in einem Briefe zum Frieden zu bewegen. Einige Stellen dieses Briefes sollen uns zeigen, wie sich das Bild des Sonnenkönigs in Steeles Seele spiegelte: *Your Majesty has been carrying on for many years the most cruel tyranny, with all the noble methods which are used to support a just reign. Thus it is, that it avails nothing that you are a bountiful master; that you are so generous as to reward even to the unsuccessful with honour and riches; that no laudable action passes unrewarded in your kingdom; that you have searched all nations for obscure merit: in a word, that you are in your private character endowed with every princely quality; when all that is subjected to unjust and ill-taught ambition, which to the injury of the world, is gilded by those endowments .... What horror must it give your*

Majesty to think of the vast devastations your ambition has made among your fellow-creatures! While the warmth of youth, the flattery of crowds, and a continual series of success and triumph, indulged your Majesty in this illusion of mind, it was less to be wondered at, that you proceeded in this mistaken pursuit of grandeur: but when age, disappointments, public calamities, personal distempers, and the reverse of all that makes men forget their true being, are fallen upon you: heavens! is it possible you can live whitout remorse? Can the wretched man be a tyrant? can grief study torments? can sorrow be cruel? . . . .

Der T. redet eine offene und deutliche Sprache, er zeigt einen klaren Blick für die Fehler und Schwächen der Regierung Ludwigs XIV. Aber nicht nur der T. ist entrüstet über das Verhalten Frankreichs, alle verbündeten Mächte stimmen mit ihm überein, alle tadeln sie die verwerfliche Art und Weise, in welcher Frankreich, obwohl es seine Not und sein Elend offen zugestand, jetzt doch von den Punkten wieder zurückging, denen Torcy bereits zugestimmt hatte. Alle Mächte verurteilen dieses vertrauensunwürdige Verhalten Frankreichs aufs schärfste. Den Gedanken, daß Frankreich sich dadurch nur die Verachtung der ganzen Welt zuziehe, bringt ein an „Lewis le Grand" gerichtetes kunstloses Gedicht zum Ausdruck (T. Nr. 24, St. und Add.).[1])

Though in your Country I'm unknown
Yet, Sir, I must advise you;
Of late so poor and mean you're grown,
That all the world despise you.

Das Gedicht führt ihm dann weiter die Not seines eigenen Landes und den Erfolg der Verbündeten vor Augen und mahnt ihn dringend zum Frieden:

Here vermin eat your Majesty,
There meagre subjects stand unfed!
What surer signs of poverty,
Than many lice and little bread?

---

[1]) Die T.-Ausgabe von Ferguson, 1819, sieht Addison als den Verfasser des ersten Teiles der Nr. 24, Steele dagegen als den der beiden letzten, also auch unseres in Betracht kommenden Teiles, an, während die Ausgabe von 1786 die ganze Nummer Addison zuschreibt und zwar auf die Autorität Tickells hin. Wir stimmen der Zuteilung Fergusons bei und nehmen für die Worte über Frankreich und Ludwig XIV. Steeles Autorschaft an.

Then, Sir, the present minute chuse;
Our armies are advanced:
Those terms you at the Hague refuse,
At Paris won't be granted.

Consider this, and Dunkirk raze,
And Anna's title own;
Send one pretender out to graze,
And call the other home.

Die Entrüstung der Verbündeten über die Weigerung des Königs, die von Torcy geführten Unterhandlungen zu sanktionieren, ist groß. Sie wollen den Krieg mit Entschlossenheit und Energie weiter führen. Frankreich bietet alles auf, um seine Truppen zu ermutigen; zur Beruhigung des Landes sollen die Friedensverhandlungen veröffentlicht, und es soll dadurch dem Volke gezeigt werden, daß es einen so schmachvollen Frieden nie und nimmer schließen durfte (T. Nr. 28, St.). Der König sucht den Abbruch der Verhandlungen den Provinzen seines Landes gegenüber dadurch zu rechtfertigen, daß er erklärt, dem Ansinnen der Verbündeten, seinen eigenen Enkel zu entthronen und zu bekriegen, nicht nachgeben zu können. Das vertrüge sich nicht mit der Würde der Krone und dem Ansehen des französischen Namens. Jedoch vermögen diese an die Gouverneure der Provinzen zur Veröffentlichung gesandten Erklärungen nicht die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Das schwer leidende Volk erhebt seine Stimme gegen seine Bedrücker, die Regierung selbst erfährt von den eigenen Untertanen, wie groß und allgemein die Unzufriedenheit der ganzen Nation mit der eroberungssüchtigen Politik des Königs ist. Zu Wortführern dieser schweren Verstimmung des Volkes macht Steele die Leiter der protestantischen Franzosen in den Cevennen, die Brüder Cavallier, indem er sie einen Brief voll Klagen und Beschwerden an den früheren Staatsminister, Monsieur Chamillard, schreiben läßt (T. Nr. 29, St.)[1]). Sie ver-

[1]) Dieser Brief ist eine Erfindung Steeles; vgl. „The Tatler" Ausg. v. 1786, Nr. 29, Anm. Abgesehen aber von einigen höhnischen und ironischen Seitenhieben auf Ludwigs Person von der Art, wie wir einen solchen z. B. im Schlußsatz der zitierten Stelle finden, schildert Steele die Lage und Gesinnung des Volkes den historischen Verhältnissen und Tatsachen gemäß.

mögen das schwere Joch, das auf ihnen lastet, nicht länger zu ertragen. Sie haben die Torheit abgestreift, ihr Glück darin zu sehen, daß seine Majestät den Beinamen des „Großen“ führe, und hoffen durch den baldigen Frieden aus dem Elend der Sklaverei zur Freiheit von Untertanen erhoben zu werden. Nur der Friede kann eine Wendung ihres Schicksals herbeiführen, mag er für Frankreich noch so schimpflich ausfallen. Die Sehnsucht nach demselben legt ihnen denn auch folgende Worte in den Mund: *Your Majesty must forgive us, that we cannot wish you success, or lend you help; for, if you lose one battle more, we may have a hand in the peace you make; and doubt not but your Majesty's faith in treaties will require the ratification of the States of your kingdom.*

Waren, wie wir gesehen haben, die von seiten Frankreichs angeknüpften Verhandlungen nicht aufrichtig und zuverlässig, so ist es ebensowenig seine Berichterstattung nach Wiederaufnahme der kriegerischen Operationen. Sie ist ungenau und zweideutig, was von dem T. in feiner Weise gegeißelt wird (T. Nr. 64, St.). Er meint, wenn eine solche Täuschungsmethode von einem Lande angewandt werden müsse, so gäbe das schon deutlich genug den Verfall desselben zu erkennen. Später bringt er die Übersetzung eines angeblichen Originalbriefes des Generals Boufflers an Ludwig XIV. über eine verlorene Schlacht: Zur Ehre des Königs und zum Verderben der Verbündeten hätten die Franzosen noch eine Schlacht verloren. Die Feldherrn wie jeder einzelne Soldat hätten Wunder an Tapferkeit vollbracht. Obwohl die Schlacht verloren sei, hätten sie doch nicht einen einzigen Zoll Boden *(an inch of ground)* eingebüßt (T. Nr. 77, St.).

Wie der zuletzt erwähnte Brief der Brüder Cavallier an Ludwigs Minister Chamillard ist wohl auch der Brief des Generals Boufflers eine Erfindung Steeles; Form und Inhalt lassen dies mit Recht schließen. Er ist ein Beweis dafür, wie gern Steele seine Leser mit spöttischen Bemerkungen über die Franzosen unterhält.

Auch die Ziele der politischen Strömungen und Parteien Englands erscheinen in der Presse von Paris in einem falschen Lichte, weshalb der T. in einem ironischen Briefe Ludwig XIV.

um genaue Kontrole bittet: *Your Majesty will pardon me while I take the liberty to acquaint you, that some passages written from your side of the water do very much obstruct your interest. We take it very unkindly that the prints of Paris are so very partial in favour of one set of men among us, and treat the others as irreconcileable to your interests. Your writers are very large in recounting any thing which relates to the figure and power of one party, but are dumb when they should represent the actions of the other. This is a trifling circumstance which many here are apt to lay some stress upon; and therefore I thought fit to offer it to your consideration before you dispatch the next courier* (T. Nr. 190, St.).

Bei jeder irgend passenden Gelegenheit kommen die Artikelschreiber auf den König von Frankreich und die Zustände dieses Landes zu sprechen. So läßt Addison einige Gartenbesitzer ihre Meinungen über den Bestand ihrer Tulpensammlungen austauschen und bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen: *that the crown of France was very weak, but that the marshall Villars still kept his colours.* Addison fügt hinzu, daß er vollkommen die Meinung und das Urteil der Gärtner teile. Mit der Krone von Frankreich und dem Marschall Villars sollen Tulpenarten gemeint sein, Addison spöttelt gutmütig über die damals herrschende Tulpenliebhaberei und benutzt auch diese Gelegenheit zu einer Anspielung auf die Persönlichkeiten, auf welche die Augen von ganz Europa gerichtet waren (T. Nr. 218, Add.).

Die Äußerungen des „Spectator“ über die Zustände in Frankreich beschränken sich zumeist, wie in den einleitenden Bemerkungen angedeutet worden ist, auf eine Verhöhnung und Verspottung der Regierung und Person Ludwigs XIV., doch fehlt es auch nicht ganz an Ansätzen zu einer unparteiischen Würdigung des französischen Herrschers.

In der zweiten Sp(ectator)-Nummer macht uns Steele mit den Mitgliedern des berühmten Clubs bekannt und zeichnet

ihre Charaktere in wahrhaft meisterhafter Weise.[1]) In der Charakteristik des bejahrten, unverheirateten Lebemannes Will Honeycomb kann er sich spöttischer Anspielungen auf das sittliche Leben Ludwigs XIV. und die Mode-Torheiten seines Hofes und das englische Nachäffen dieser Moden nicht enthalten: *He [W. H.] knows the history of every mode, and can inform you from which of the French King's wenches our wives and daughters had this manner of curling their hair, that way of placing their hoods; whose frailty was covered by such a sort of petticoat, and whose vanity to shew her foot made that part of the dress so short in such a year.* Dieser Anspielung auf das Privatleben Ludwigs XIV. schließen sich im Sp. späterhin noch Betrachtungen über seine Eigenschaften als Herrscher an. Dabei versucht der Sp. wiederholt ein gerechtes Urteil über seine Person und sein Regierungssystem zu gewinnen. Solche wahrheitsgemäßen Züge zu einem Charakterbild Ludwigs finden wir in den Ausführungen der Nr. 139 vom 9. August 1711.[2]) Dieser Aufsatz bringt uns Betrachtungen über den Begriff der „wahren Ehre" und zieht einen interessanten Vergleich zwischen Ludwig XIV. und Peter dem Großen von Rußland. Er ist nicht in dem leidenschaftlichen Tone Steeles geschrieben, sondern bemüht sich vielmehr in sachlicher Weise die Fehler und Schwächen der Regierung Ludwigs aus seiner Erziehung und ganzen Umgebung zu erklären.

Ludwig von Frankreich, so führt der Sp. aus, ist unter der Aufsicht von schlauen und weltklugen Männern groß geworden; in ihren Anschauungen von dem Glanz und Ruhm eines Fürsten ist er erzogen. In Gebietserweiterungen sahen

---

[1]) Über die Autorschaft dieser Nummer gehen die Meinungen sehr auseinander; vgl. Maschmeier, S. 3. Thomas Arnold hält Steele für den Verfasser, scheint aber auch der Meinung R. Hurds, der die Annahme einer gemeinsamen Skizzierung der Charaktere des Klubs durch Addison und Steele aufstellt, nicht entgegenzutreten.

[2]) Diese Abhandlung ist mit T. unterzeichnet, ist also von Thomas Tickell, einem Mitarbeiter der Zeitschriften und nahen Freunde Addisons verfaßt. Als Dichter ist Tickell fast vergessen, in der Literaturgeschichte findet er wohl noch Erwähnung als Freund Addisons, dessen Andenken er durch Herausgabe seiner Werke und hauptsächlich durch sein Gedicht: „On the death of Addison" geehrt hat.

diese Erzieher und Minister Ludwigs den rühmlichsten Beweis von Macht und hielten die Ausbreitung des bloßen Namens über große Ländergebiete fälschlich für die Erlangung von Ehren. So wurde das Herz des jungen Monarchen leicht zu einem Streben nach eitlem Ruhme verführt und durch solche falschen Grundsätze gezwungen, die Befriedigung seiner Ruhmsucht in unedlen Mitteln zu suchen, wie Überfall, Raub und Mord. Auf diese Weise hat er alle Schuld auf sich geladen, die ungerechte Kriege mit sich bringen.

Nicht bloß nach außen war die Regierung gewalttätig und tyrannisch, in gewisser Weise wurde auch auf Kunst und Wissenschaft ein Druck ausgeübt, insofern als solche Geister gefördert wurden, die dem Hofe und der Regierung schmeichelten. Sie wurden gleichsam bestochen, in ihren Werken die Taten Ludwigs zu sanktionieren und den Untergang der übrigen Völker durch französische Mordbanden als gerechtfertigt hinzustellen. So waren die Grundmauern des französischen Hofes morsch, und jeder Aufbau war somit von vornherein haltlos und gebrechlich. Prahlerei mit dem Reichtum, Eitelkeit in der Kleidung, falsche Scham wegen der Armut und Geringschätzung der Bescheidenheit waren die gewöhnlichen Künste des Lebens. Die edle Liebe zu einer einzigen Frau wurde in Galanterie gegen das ganze weibliche Geschlecht, und Freundschaft unter Männern in Eigennutz oder nichtige Beteuerungen, leere Worte umgewandelt. Hier zitiert der Sp. aus einem nicht näher bezeichneten Werk: *While these were the rules of life, perjuries in the prince, and a general corruption of manners in the subject, were the snares in which France has intangled all her neighbours.* Alsdann fährt er fort: Mit solchen falschen Farben sind die Augen Ludwigs von der Liederlichkeit seiner frühesten Jugend an bis in den Aberglauben seines hohen Alters hinein bezaubert worden. Daher kommt es, daß er es duldet, daß seiner Mannheit, Stärke und Tapferkeit Ehrensäulen errichtet werden und daß er, mitten in einem wollüstigen und schwelgerischen Hofe wegen seiner Großmut und kriegerischen Heldentaten gepriesen wird.

Es folgt die Schilderung des Lebens und der Regierung Peters des Großen, dessen Lob der Sp. nicht laut genug singen

kann. Der Zar ist in seinen Ansichten von den wahrhaften Pflichten und Tugenden eines Herrschers das gerade Gegenteil von Ludwig XIV. Am Schlusse seines Urteils über die beiden mächtigsten Fürsten Europas bringt der Sp. ihre Bestrebungen nochmals mit folgenden Worten in den treffendsten Gegensatz: *Shall then the base arts of the Frenchman be held polite, and the honest labours of the Russian barbarous? No: Barbarity is the ignorance of true honour, or placing any thing instead of it. The unjust prince is ignoble and barbarous, the good prince only renowned and glorious.*

In ganz ähnlicher Weise stellt Tickell in einem späteren Aufsatz vom 22. Oktober 1712 den englischen König Wilhelm III. und Ludwig XIV. einander gegenüber. Dieser Artikel ist jedoch nicht aus der Stimmung des Tages herausgeschrieben, sondern eine, wie Tickell selbst bemerkt, ganz unselbständige Wiederholung der von Steele, diesem begeisterten Verehrer Wilhelms III., in seiner 1701 veröffentlichten Prosaschrift „The Christian Hero“ vorgetragenen Gedanken. Am Schlusse dieses Traktats hatte Steele die beiden Herrscher verglichen und den Zusammensturz der französischen Macht prophezeit (Sp. Nr. 516, Tickell).[1] Auch weniger bekannte Mitarbeiter der Zeitschriften verurteilen gelegentlich die Politik Ludwigs XIV. aus ähnlichen Gesichtspunkten und erkennen in ihr die Ursache des Niedergangs Frankreichs. In Nr. 180 des Sp. teilt uns Tickell einen Brief des 1720 verstorbenen Essayisten Henry Martin (auch Martyn geschrieben) an den Zuschauer mit über „the vanity of conquests“, wobei Martin notwendiger Weise auch auf die Eroberungen Ludwigs XIV. zu sprechen kommt.[2]) In der Ankündigung dieses

[1]) In wieweit sich diese Charakteristik an den Text des „Christian Hero“ von Steele anschließt, müssen wir dahin gestellt sein lassen, da uns diese Schrift zu einer Vergleichung leider nicht zu Gebote stand. Doch wird sie wohl eine ziemlich wörtliche Übersetzung sein, da Tickell die ganze Stelle in Anführungszeichen setzt.

[2]) In sämtlichen Sp.-Ausgaben, die mir zur Verfügung standen, ist Nr. 180 mit T., dem Zeichen für Tickells Autorschaft, unterzeichnet. Doch weist eine Anmerkung in der Ausgabe von Ferguson, 1819, auf Henry Martin als Verfasser des den Inhalt dieser Nummer bildenden Briefes hin. Auch das D N B erkennt diese Sp.-Nummer Martin zu. Es

Briefes nennt Tickell Ludwig XIV. einen verhärteten Sünder, den zu bessern er nur sehr wenig Hoffnung habe — eine sehr herbe, aber mit Hinblick auf die Not und das Elend, in das der gewaltige Herrscher sein Volk durch seine zügellose Eroberungssucht und sein Verlangen nach Ruhm und äußerem Glanz gestürzt hatte, nicht ungerechtfertigte Bezeichnung. Martin kommt in seinem Briefe an den Sp. zu dem Schlusse, daß Ludwig XIV. für jeden neugewonnenen Untertanen drei alte verloren habe. Die Hungersnot, die schon unbeschreibliches Elend über das Land gebracht hat, stellt er als Folge der langjährigen Kriege des Königs und somit seiner Politik hin. Schließlich bricht er in die höhnischen Worte aus: *Is this then the great, the invicible Lewis? This the immortal man, the tout-puissant, or the almighty, as his flatterers have called him? Is this the man that is so celebrated for his conquests?*

An diese Ausführungen Martins knüpft Tickell an in Nr. 200 des Sp., wo er zeigen will, daß nur die Menge der Untertanen und nicht die Größe des Landes den Reichtum eines Fürsten ausmache, ein Grundsatz, den Ludwig nicht zum Leitstern seiner Handlungen gemacht habe.

In einem scherzhaften Vergleich in Nr. 306 (T.) spricht der Sp. in derselben ironischen Weise über Ludwig XIV., wie es der T. in Nr. 77 getan hatte (s. oben S. 15). Er führt aus, daß, als der König die Schlacht bei Ramillies verloren hatte, die Adressen an ihn voll des Lobes seiner Tapferkeit gewesen seien und auch sein Unglück zu seinem Ruhme ausgebeutet hätten, indem sie versicherten, während der Glanzzeit seiner Regierung hätte der König niemals seine heldenmütige Standhaftigkeit und Geistesstärke im Unglück offenbaren können und die Welt würde somit ohne diesen Schicksalsschlag die hervorragendste Seite seines Charakters nicht kennen gelernt haben.

Auch eine Erwähnung der majestätischen und würdevollen Erscheinung Ludwigs XIV. gelegentlich eines Berichtes einer Theatervorstellung, die der Sp. mit seinem alten Freunde Sir Roger besucht hat, klingt etwas spöttisch (Sp. Nr. 335, Add.).

---

heißt hier: He wrote a few papers in the „Spectator". Nr. 180 is undoubtedly his and probably Nr. 200 and 232. Tickell werden wir somit nur die Veröffentlichung des Briefes zu verdanken haben.

Beim Erscheinen des Pyrrhus auf der Bühne meint dieser: *The king of France had not a better strut.*

Der Gesinnung und Handlungsweise Ludwigs XIV. ein uneingeschränktes Lob zu zollen, dazu scheint sich der Sp. begreiflicher Weise nicht entschließen zu können. Bei einer humoristischen Erörterung der materiellen Wohltaten, die dem englischen Volke aus dem Sp. entstehen, spricht Addison auch von der Buchdruckerkunst. Die gebildetsten Nationen Europas wetteifern mit einander um den Ruhm der besten Drucke. Rühmend muß er dabei auch des Königs von Frankreich gedenken, der diese nützliche Kunst förderte, indem er im Louvre mehrere Bücher auf seine eigenen Kosten drucken ließ und sie für so wertvoll hielt, daß er sie als die vornehmsten Geschenke für fremde Fürsten und Gesandte ansah. Doch schmälert er sogleich das Lob dieser an sich anzuerkennenden Handlungsweise des Königs dadurch, daß er ihr als Beweggrund sein Streben nach Ruhm unterschiebt (Sp. Nr. 367, Add.).

Dem Sp. liegt sehr viel daran, die Meinung seiner Landsleute über öffentliche Angelegenheiten kennen zu lernen, und er sucht zu diesem Zwecke besonders die Zentren des gesellschaftlichen Lebens, die verschiedensten Kaffeehäuser, auf, wo Politiker, Literaten, Schöngeister, Dichter und Gelehrte sich treffen. Auch bei einem falschen Gerüchte von dem Tode des Königs von Frankreich tritt er einen solchen Rundgang an, um die verschiedenen Meinungen seiner Landsleute über ein so wichtiges Ereignis zu hören. Wohin er kommt, überall hat die Nachricht verschiedene Eindrücke hervorgebracht, je nach dem Charakter des Kaffeehauses. In St. James' wird von den Kannengießern in einer Viertelstunde über die ganze spanische Monarchie verfügt und die Nachfolge der Bourbonen geordnet. In St. Giles' trifft er eine Reihe Franzosen, die über das Leben und den Tod ihres großen Monarchen sprechen. Sie streiten sich um den Todestag und die Vorteile, welche dieses Ereignis ihnen selbst bringen würde; der Sp. hört nichts von Wichtigkeit und begibt sich deshalb weiter nach Jenny Man's. Hier ruft ein munterer, lebhafter junger Bursche einem seiner Freunde, der mit dem Sp. zugleich eintritt, zu: *Well, Jack, the old prig is dead at last. Sharp's the word. Now or never, boy. Up to the walls*

of Paris directly. In Will's, dem Café der Gelehrten und literarischen Schöngeister, hat sich das Gespräch vom Tode des Königs von Frankreich zu dem Heimgang Boileaus, Racines, Corneilles und mehrerer anderer Dichter gewandt. Es wird hier bedauert, daß diese nicht mehr am Leben sind und sich die Welt somit nicht mehr mit feierlichen Elegien auf den Tod eines so berühmten Fürsten und so hervorragenden Beschützers der Wissenschaft zu Dank verpflichten können. Beim St. Pauls Kirchhof lauscht er mit großer Aufmerksamkeit einem gelehrten Manne, welcher seiner Begleitung einen Bericht über den beklagenswerten Zustand Frankreichs während der Minderjährigkeit des verstorbenen Königs gibt. Der Hauptpolitiker der Fishstreet verspricht sich und seinem Gewerbe auch einigen Vorteil von dem Tode Ludwigs XIV.: er meint, der Fischfang werde durch Freibeuter nicht mehr gestört werden, wie dies in den letzten Jahren der Fall gewesen sei und stellt Betrachtungen darüber an, wie der Tod dieses großen Mannes die *„pilchards"*, eine Art Häring, berühren würde. Er versteht es, durch ähnliche Bemerkungen bei seiner Zuhörerschaft eine allgemeine Freude hervorzurufen. Anderswo streitet man sich darum, ob man den Verstorbenen besser mit dem Kaiser Augustus oder Nero vergleichen könne. Die Debatte darüber ist eine sehr erregte, und da der Sp. aus den auf ihn gerichteten Blicken befürchten muß, auch mit hineingezogen zu werden, entfernt er sich. Kaum ist er in ein anderes Kaffeehaus eingetreten, da läuft die Nachricht ein, daß der König von Frankreich bei bester Gesundheit sei und der Jagd obliege. Diese Nachricht setzt der Wanderung des Sp.'s durch die Straßen und Kaffeehäuser Londons ein Ende. Die so grundverschiedenen Meinungen, die ihm auf seinem Spaziergang zu Ohren gekommen sind, haben ihm gezeigt, daß auch ein so großes Ereignis von den einzelnen Menschen vor allem mit Rücksicht auf ihre eigenen Interessen und Vorteile betrachtet wird (Sp. Nr. 403, Add.).

Die politischen Verhältnisse am Hofe Ludwigs XIV. sucht der Sp. auf folgende Weise satirisch zu kennzeichnen: Nach den neuesten Zeitungsnachrichten hat man am Hofe von Frankreich die Absicht, eine politische Akademie zu gründen. In der letzten Freitagsnummer des „Daily Courant" steht eine darauf

bezügliche Übersetzung aus der „Amsterdamer Gazette“, in der es heißt: Es wird bestätigt, daß der König beschlossen hat, eine neue Akademie für Politiker zu errichten, deren Protektor der Minister und Staatssekretär, der Marquis de Torcy, werden soll. Vorläufig sollen sechs junge Leute mit geeigneten Talenten in die Akademie aufgenommen werden, von denen keiner unter 25 Jahren alt sein darf; auch müssen sie über ein Einkommen von jährlich 2000 Livres aus eigenem oder ererbtem Vermögen verfügen können. Der König will einem jeden von ihnen einen Zuschuß von 1000 Livres gewähren. Sie sollen auch geschickte Lehrer bekommen, die sie in den notwendigen Wissenschaften unterrichten und ihnen Anweisung geben sollen, wie man Friedensverträge und Bündnisse schließt und was sonst derart aus früheren Zeiten zu lernen ist. Die Mitglieder sollen sich zweimal wöchentlich im Louvre versammeln. Aus dieser Bildungsanstalt sollen die Gesandtschaftssekretäre gewählt werden, die mit der Zeit zu höheren Stellungen aufrücken können.

Soweit die Nachricht in der Gazette. Hierzu macht nun der Sp. noch einige Bemerkungen über die Politik und die Staatsmänner Frankreichs während der Regierung Ludwigs XIV: Kardinal Richelieus Staatskunst machte Frankreich zum Schrecken Europas. Die Staatsmänner dagegen, welche in den letzten Jahren in jenem Lande aufgetreten seien, hätten es bei seinen Nachbarn entweder zu einem Gegenstand des Mitleids oder der Verachtung gemacht. (Dieses Urteil wird auch im T. Nr. 24 von Steele, vgl. oben S. 13 f. ausgesprochen.) Der Kardinal habe jene berühmte Akademie, welche alle Teile der Wissenschaft zur höchsten Vollendung führte, gegründet. Seine Hauptabsicht bei jener Einrichtung sei gewesen, die Gelehrten von der Beschäftigung mit Politik fern zu halten, einer Beschäftigung, die er mit niemanden habe teilen wollen. Der Marquis de Torcy hingegen scheine entschlossen zu sein, mehrere junge Leute in Frankreich so weise zu machen, wie er selbst sei, und sei deshalb berufen worden, eine Pflanzschule für Staatsmänner anzulegen. Einige Privatbriefe fügten noch hinzu, daß auch ein Seminar von Unterrockspolitikern geschaffen werden solle, welche zu den Füßen der Frau von Maintenon herangebildet und bei wichtigen Staatsangelegenheiten an fremde Höfe gesandt werden

sollten. Doch da die Nachricht von diesem Entwurfe noch nicht bestätigt sei, wolle er, der Sp., sich noch nicht weiter darum kümmern.

Der Sp. kommt nun zu der humoristisch-satirischen Schilderung der einzelnen Lehrer dieser Akademie. Die Gesellschaft dieser hoffnungsvollen jungen Leute solle unter der Leitung von sechs Personen stehen, welche, wie es scheine, spekulative Staatsmänner seien und der königlichen Akademie entnommen werden sollten.

Der erste dieser Lehrer solle die Studenten in politischen Taschenspielerkünsten unterrichten: wie ein Siegel von einem Schriftstück zu entfernen, eine Oblate zu spalten, ein Brief zu öffnen und wieder zu verschließen sei, etc. Sobald die Studenten in diesem Teile ihres Berufes sich Geschicklichkeit erworben hätten, würden sie in die Hände ihres zweiten Lehrers übergehen, der gewissermaßen ein Positurenmeister zu nennen sei. Dieser Künstler müsse ihnen beibringen, wie sie verständnisvoll mit dem Kopfe nicken, in zweifelhaften Fällen die Achsel zucken und mit den Augen zwinkern sollten, kurz, dieser habe die ganze Kunst politischer Grimmassen zu lehren. Der dritte sei eine Art Sprachmeister, der ihnen den für einen Minister in seiner gewöhnlichen Unterhaltung passenden Redeton beibringen solle. Und zur besseren Übung der politischen Redekunst sollten sie auch im gewöhnlichen Verkehr diesen Ton anwenden, ehe sie in inneren oder auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt würden. Wenn einer den andern frage, wieviel Uhr es sei, so solle dieser ihm ausweichend antworten oder, wenn möglich, die Rede auf eine ganz andere Sache lenken. Wenn einer ersucht werde, einen Louisd'or zu wechseln, dann solle er sich Bedenkzeit ausbitten. Werde einer gefragt, ob der König in Versailles oder Marly sei, so solle er flüsternd antworten. Frage man ihn nach dem Inhalt der letzten Zeitung oder dem Sinne einer Verordnung, so solle er tun, als ob er sie noch nicht gelesen habe, oder, falls er sich nicht einmal zu einer Antwort herbeilassen wolle, brauche er nur die Stirn in Falten zu ziehen oder mit der linken Schulter zu zucken. Der vierte Lehrer habe die Aufgabe, die Akademiker in der ganzen Kunst der politischen Zeichenschrift zu unterweisen, und diese hätten sich

zu ihrer Vervollkommnung in ihrem Verkehr untereinander nur dieser Schriftart zu bedienen, selbst wenn sie nur einen Tacitus oder Machiavel borgen wollten. Der fünfte Lehrer solle, wie es heiße, aus dem Jesuitenorden genommen werden, wohl bewandert in philosophischen Streitfragen, im geistigen Vorbehalt und in den Rechten der Fürsten. Dieser Gelehrte habe Grammatik und Syntax und das in Vertragsschriften anzuwendende Latein zu lehren, wie zwischen dem Buchstaben und dem Geiste zu unterscheiden sei, und wie dieselben Worte jedem Fürsten in Europa die gleiche Verpflichtung auferlege, nur nicht seiner allerchristlichsten Majestät, dem Könige von Frankreich. Er müsse sie auch ferner in die Kunst einweihen, wie man bei den feierlichsten Verträgen Fehler, Schlupfwinkel und Ausflüchte finden könne. Insonderheit aber müsse er ihnen ein großes rabbinisches Geheimnis lehren, welches durch die Brüderschaft der Jesuiten vor einigen Jahren wieder eingeführt worden sei, daß nämlich zwei in direktem Widerspruch mit einander stehende Auslegungen ein und desselben Artikels beide wahr und giltig sein könnten. Seien nun die jungen Staatsmänner von diesen Lehrern genügend gefördert, dann bekämen sie noch ihren letzten Ausputz von einer Art Zeremonienmeister. Dieser belehre sie über das Sitzen im Lehnsessel, die Haltung des Kopfes, die verschiedenen Lagen und Bewegungen der rechten Hand, zeige ihnen, wie Neigen des Kopfes und Verbeugungen in verschiedenem Grade Verschiedenes bedeuteten; kurz, dieser Lehrer gebe ihnen das, was man feste Haltung nenne, und flöße ihren Bewegungen jene schöne politische Stärke ein, die sie für Besuche beim „Lever“, Konferenzen und Visiten geschickt und fähig mache und sie in Dingen glänzen lasse, welche gewöhnliche Sterbliche als Nebensache betrachteten (Sp. Nr. 305).

Diese humoristische Abhandlung stellt die Haltlosigkeit und Verlogenheit der französischen Politik, die hinterlistige Schlauheit und Hohlheit der französischen Diplomaten an den Pranger, sie ist mit vielen Stellen des T., wo dieser uns über den Verlauf der Friedensverhandlungen unterrichtet, im Einklang. Zugleich zeigt sie uns, wie Addison während seines Aufenthaltes in Frankreich, der in die Zeit vom Herbst 1699 bis

Dezember 1700 fällt, Augen und Ohren offên gehalten hatte, wie fein er das Leben der politischen Kreise am Hofe beobachtet hatte.

In der dritten Zeitschrift Steeles, dem G(uardian), finden wir weitere Äußerungen, die zu einer Vervollständigung der englischen Auffassung des Charakterbildes Ludwigs und zur Ergänzung des englischen Urteils über die Zustände in Frankreich beitragen. Wir haben hier einmal Gelegenheit, ein Urteil über Frankreich von einem Manne zu vernehmen, der am Hofe und in der Geschichte Frankreichs eine große und bedeutende Rolle gespielt hat. In Nr. 52 (St.) erhalten wir, wie uns der G., i. e. Mr. Nestor Ironside, im Anfang selbst sagt, einen Auszug aus einem französischen Manuskript, das mehrere Mitteilungen aus dem Leben des französischen Staatssekretärs Colbert enthält. Dem G. ist das Manuskript, dessen Autor er uns verschweigt, von Mr. Charwell zur Verfügung gestellt worden.[1]) Die dem G. zur Mitteilung an seine Leser geeignet erscheinende Stelle des Manuskripts betrifft ein Gespräch zwischen Colbert und seinem König. Letzterer drückt seinem Minister seine Verwunderung darüber aus, daß die Unterwerfung der Niederlande ihm soviel Mühe mache und daß es ihm nicht möglich sei, einen so kleinen Staat mit der Hälfte seiner Macht zu überwinden. Colbert, der bei der Regelung des zerrütteten Steuer- und Finanzwesens einen umsichtigen Blick und klares Verständnis für alle Verhältnisse Frankreichs gezeigt hatte, hat auch für die von Ludwig XIV. aufgeworfene Frage die Ursache erkannt. Mit der Offenheit eines treuen und gehorsamen Dieners, dem als höchstes Ziel nur der Ruhm seiner Majestät und die Wohlfahrt seines ganzen Volkes vor Augen schwebt, spricht er seinem König über jene Frage seine Meinung aus, die der G. ohne Randbemerkungen mitteilt. Sie zeigt uns, daß

---

[1]) Hinter Mr. Charwell steckt nach einer Anmerkung im G. die historische Persönlichkeit Edward Colston of Bristol, ein besonders wegen seiner Wohltätigkeiten bekannter strenger Tory und Anhänger der englischen Hochkirche.

alle bisher von dem T. und Sp. mitgeteilten Berichte und über die Zustände Frankreichs gefällten Urteile keineswegs übertrieben sind, sondern auf voller Wahrheit beruhen. Sie erfahren hier durch eine berühmte Persönlichkeit Frankreichs selbst ihre Bestätigung.

In einer späteren Nummer spricht sich aber auch ein hervorragender Mitarbeiter des G., Berkeley, der berühmte Bischof von Cloyne in Irland, mit scharfem Tadel über die Politik des französischen Herrschers aus.[1]) In der Ausdehnung der Welt, so meint dieser Philosoph, liegt etwas so Großes und Unendliches, daß unsere Einbildung dadurch erschüttert und überwältigt wird, sie ist zu groß für das Fassungsvermögen unseres Verstandes. Bei der Vorstellung der Erde verschwinden vor uns Staaten, Provinzen und Königreiche. Ohne einen weiteren Übergang spielt nun Berkeley auf die nichtige Eroberungspolitik Ludwigs XIV. an mit den Worten: *It were to be wished a certain prince [Lewis XIV.], who has encouraged the study of it in his subjects, had been himself a proficient in astronomy. This might have showed him how mean an ambition that was, which terminated in a small part of what is itself but a point, in respect to that part of the universe which lies within our view* (G. Nr. 70).

Mit ironischen Worten geißelt der G., wie dies auch schon im T. und Sp. geschehen, die Unzuverlässigkeit Ludwigs XIV. bei Verträgen. Anläßlich einer Besprechung eines als hochverräterisch bezeichneten Gesuches des Magistrats der Stadt Dünkirchen, in welchem die englische Königin beschworen wird, die Befestigungswerke dieser Stadt zu schonen, bemerkt der G. voll bitterer Ironie: *It is certain there is not much danger in delaying the demolition of Dunkirk during the life of his present most Christian Majesty, who is renowned for the most inviolable regard to treaties; but that pious prince is aged, and in case of his decease, now the power of France and Spain is in the same family, it is possible an ambitious successor (or his ministry in a*

[1]) Das D N B nennt Berkeley als Verfasser von den G. Nr. 3. 27. 35. 39. 49. 55. 62. 70. 77. 126. Diese werden ihm von seinem Sohne und seinen Kommentatoren zugeschrieben, von andern auch noch Nr. 87. 88. 89. 24. 69.

king's minority) might dispute his being bound by the act of his predecessor in so weighty a particular.

Der G. bringt Frankreich und seinen bei Verträgen oder Friedensschlüssen gegebenen Versprechungen nicht das geringste Vertrauen entgegen. Er ist der Ansicht, daß England noch viel zu milde mit Frankreich verfahren sei und fürchtet, nicht auf die gleiche Milde von seiten Frankreichs rechnen zu dürfen in dem Falle, daß es sich wieder stark und mächtig fühlen sollte. Der Brief, den sich der G. über diese Angelegenheit von einem besorgten Patrioten schreiben läßt, schließt daher, nachdem alle Vorteile erwogen sind, die England aus der Schleifung der Festung Dünkirchen erwachsen müssen, um dem englischen Volke die Notwendigkeit dieser Forderung noch mehr einzuprägen, mit den Worten: *I cannot go on for indignation; but pray God that our mercy to France may not expose us to the mercy of France* (G. Nr. 128, St.).

Bisher wurde von Ludwig XIV. nur in politischer Beziehung als dem gewaltigen König und rücksichtslosen Eroberer gesprochen. Wir haben erfahren, welche Einflüsse in erster Linie für das System seiner Regierung bestimmend waren (vgl. Sp. Nr. 139, oben S. 17 f.). Außerdem war es besonders noch — wie auch schon im T. Nr. 19 (vgl. oben S. 10 f.) angedeutet ist — Madame de Maintenon, die alle Entschließungen Ludwigs beherrschte, und ohne deren Rat er nichts unternahm. Über die Beziehungen dieser beiden berühmten Persönlichkeiten erhalten wir in drei Aufsätzen des G., die einer Lebensbeschreibung der Madame de Maintenon gewidmet sind, näheren Aufschluß (vgl. G. Nr. 46, 47, 48, St.). Für uns kommt nur der dritte Aufsatz in Betracht, der uns zeigt, was die englischen Zeitgenossen von dem Verhältnis dieser merkwürdigen Frau zu dem alten König und von ihrem Einfluß auf seine Politik dachten.

Es ist die allgemeine Ansicht, so beginnt der G. seinen letzten der Lebensgeschichte der Madame de Maintenon gewidmeten Aufsatz, daß Madame de Maintenon in den letzten Jahren alle Maßnahmen des Hofes von Frankreich beeinflußt habe. Der König verfehlte niemals, wenn er nach dem Essen frische Luft geschöpft hatte, bis etwa 10 Uhr in ihrer Gesellschaft zuzu-

bringen; um diese Zeit verließ er sie, um sein Abendessen einzunehmen. Madame de Maintenon spricht ihre Meinung in bescheidener Weise aus; was sie sagt, geschieht. Sie erscheint niemals in der Öffentlichkeit, außer wenn sie mit dem Könige ihre Spazierfahrt macht, und dann sitzt sie auf demselben Sitze mit ihm, ihre Brille auf den Augen, mit irgend einer Stickerei beschäftigt und scheint sich des großen Glücks und der hohen Ehre, zu der sie sich emporgeschwungen hat, gar nicht bewußt zu sein. Sie ist immer sehr einfach gekleidet und erscheint niemals mit einer großen Dienerschaft. Jeden Morgen geht sie nach St. Cyr, um dort ihre Befehle auszuteilen, einer Anstalt, die sie zur Erziehung von unbemittelten jungen Mädchen aus guter Familie gegründet hat. Sie kommt von dort zurück um die Zeit, wo der König aufsteht, der niemals verfehlt, ihr seinen Besuch zu machen. Nach einigen weiteren Bemerkungen über den Charakter der Madame de Maintenon hören wir vom G., daß der Hof aus dem Verhalten des Königs und der Madame de Maintenon den Schluß gezogen habe, sie seien verheiratet. Es sei erzählt worden, daß ihr Ehrgeiz, Königin zu heißen, schließlich doch gesiegt und sie sich entschlossen habe, dem Könige keine Ruhe zu lassen, bis dies geschehen sei. Eine Zeit lang habe der König ihrem Drängen widerstanden, aber schließlich habe er ihr in einer zärtlichen und gutmütigen Laune versprochen, seinen Beichtvater über diesen Punkt befragen zu wollen. Madame de Maintenon sei hierüber sehr erfreut gewesen und habe nicht gezweifelt, daß der Pater La Chaise mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen würde, ihr einen Dienst zu erweisen. Pater La Chaise aber sei ein zu schlauer Höfling gewesen, um nicht die Gefahr zu erkennen, in die eine so heikle Angelegenheit ihn verwickeln konnte; er sei ihr deshalb aus dem Wege gegangen, indem er dem Könige erwidert habe, er fühle sich nicht fähig, eine Frage von solcher Wichtigkeit zu entscheiden und bäte deshalb den König, einen klugen und gelehrten Mann darüber zu befragen, für dessen Verschwiegenheit er bürgen könne. Der König habe befürchtet, daß dies doch die Angelegenheit in die Öffentlichkeit bringen könnte; aber sobald La Chaise Fénelon, den Erzbischof von Cambray, genannt habe, seien seine Befürchtungen geschwunden

und er habe La Chaise gebeten, ihn zu holen. Der Bischof sei gekommen und habe dem König mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit die großen Nachteile vor Augen geführt, die er sich durch die Erklärung der Ehe zuziehen würde, und die üblen Folgen, die ein solches Vorgehen begleiten könnten. Der König habe seine Gründe gebilligt und sich entschlossen, in dieser Angelegenheit nicht weiter zu gehen. Madame de Maintenon habe ihn zwar immer noch zu bewegen versucht, ihren Wunsch zu erfüllen, doch vergebens; der König habe ihr gesagt, daß an eine öffentliche Eheerklärung niemals zu denken sei. Nachdem sie erfahren habe, daß der Erzbischof von Cambray schuld an dem Scheitern ihres Planes sei, habe sie diesen mit ihrer Rache verfolgt. Er sei mit seinen Verwandten vom Hofe verdrängt und gezwungen worden, in aller Zurückgezogenheit auf seinem Bischofssitz zu leben; ja, sogar diesen hätte ihm die so schwer gekränkte Frau nicht mehr überlassen wollen. Als ein weiterer Beweis ihres großen Einflusses am Hofe wird dann noch angeführt, daß die italienischen Komödianten auf ihre Veranlassung aus Paris vertrieben worden seien, weil sie eine Komödie aufführten, betitelt: „La Fausse Prude", die, wie vermutet wird, sich auf Madame de Maintenon beziehen sollte.

Der G. findet es ganz außergewöhnlich, daß Madame de Maintenon imstande gewesen ist, sich so viele Jahre hindurch die Liebe des Königs zu erhalten, nachdem ihre Jugendschönheit vergangen war, und daß sie niemals in die geringste Ungnade gefallen ist, trotz der Zahl ihrer Feinde und der Intriguen, die von Zeit zu Zeit gegen sie ins Werk gesetzt wurden; er wird durch diese Bestrebungen an einen Ausspruch des Königs Wilhelm erinnert: *that the king of France was in his conduct quite opposite to other princes: since he made choice of young ministers, and an old mistress.*

Der Zauber der Madame de Maintenon lag eben, bemerkt der G. des weiteren, nicht so sehr in ihrer Person als vielmehr in ihrem Geist und gesunden Menschenverstand. Sie habe immer die Geschicklichkeit besessen, der Eitelkeit des Königs zu schmeicheln und dabei doch Ernstes und Nützliches in die Unterhaltung einzumischen; sie habe es verstanden, die wichtigsten Staatsangelegenheiten in ihren Mußestunden zur

Besprechung zu bringen, indem sie zu Seiner Majestät sagte, daß ein Monarch nicht lieben und überhaupt nichts tun dürfe, wie andere Leute, und daß er es von allen lebenden Menschen am besten verstände, immer der König zu sein und auch mitten in seinen Vergnügungen immer sich selbst gleich zu bleiben. Der König spricht mit ihr als Freund und berät mit ihr die geheimsten Angelegenheiten; er besitzt für sie eine wahre Liebe und Achtung und hat im Falle seines früheren Todes dafür Sorge getragen, daß sie den Rest ihres Lebens mit Ehren in der Abtei St. Cyr zubringen kann. Der G. schließt seinen Bericht vorsichtig mit den Worten: *I must conclude this short account of Madam Maintenon with advertising my readers, that I do not pretend to vouch for the several particulars that I have related. All I can say is, that a great many of them are attested by several writers; and that I thought this sketch of a woman so remarkable all over Europe, would be no ill entertainment to the curious, until such a time as some pen, more fully instructed in her whole life and character, shall undertake to give it to the public.*

Mit Anspielungen auf andere historische Berühmtheiten Frankreichs sind die Zeitschriften ziemlich sparsam. Kurz erwähnt finden wir Katharina von Medici und ihre Heiratspläne betreffs ihrer Söhne, des Herzogs von Anjou, des späteren Königs Heinrich III., sowie des pockennarbigen Herzogs von Alençon, und der Königin Elisabeth von England (G. Nr. 7, St.); den Kardinal Richelieu, dessen diplomatische Fähigkeiten und Erfolge anerkannt werden (Sp. Nr. 293, Add. oder T.)[1]) den König Heinrich IV. von Frankreich, dem warmes Lob gespendet (G. Nr. 19, St.) und dessen tragisches Ende berührt wird (Sp. Nr. 485, T.). Von weniger bekannten Persönlichkeiten sind genannt Bussy d'Amboise (Sp. Nr. 467, Verf. unbekannt) und Madame de Bourignon, die Stifterin der Sekte der Pietisten (T. Nr. 126, St.).

[1]) Die Sp.-Ausgabe von Ferguson, 1819 und diejenigen von 1719, 1775 sowie die Ausgabe der Werke Addisons von R. Hurd, 1889, geben Addison als Verfasser dieser Nummer an, während die Ausgabe „The Spectator“ London, Printed for J. and R. Tonson and S. Draper, sowie eine solche von 1765 Tickell als Verfasser bezeichnet. Th. Arnold führt diese Nummer in seinen „Selections from Ad's Papers etc., 1875 nicht an.

II. Land und Leute in Frankreich.

Richelieu und Mazarin hatten den Grund für die politische Größe Frankreichs gelegt; als der junge Ludwig XIV. im Jahre 1661 selbst die Regierung seines Landes übernahm, wandelte er auf den von jenen Ministern eingeschlagenen Bahnen weiter und mit dem ihm angeborenen Herrschertalent gelang es ihm bald, Frankreich zu einer solchen Machtstellung zu erheben, daß ganz Europa vor ihm zitterte. Nicht nur in seinem eigenen Staate herrschte er so unumschränkt, daß sein Ausspruch: „L'Etat c'est moi" volle Berechtigung hatte, nein, auch die Fürsten Europas fügten sich seiner gebieterischen Stimme oder vermochten wenigstens nicht, seinen selbstsüchtigen und eroberungslustigen Plänen wirksam Einhalt zu tun. Doch noch nicht genug damit! Alle Fürstenhöfe Europas ließen sich von dem Glanze und der Pracht des französischen Hoflebens blenden, alle Fürsten suchten es dem Allgewaltigen an äußerlicher Prachtentfaltung gleich zu tun, sie beugten sich der Allgewalt französischer Sitte und Sprache. Das Jahrhundert Ludwigs XIV., die glänzendste Periode französischer Vergangenheit in politischer und literarischer Hinsicht, hat ganz Europa tief beeinflußt. Der Adel des Auslandes sprach nur französisch, Frauenbriefe wurden fast nur französisch geschrieben, die politische Verkehrssprache der Staaten ward statt des mittelalterlichen Latein das Französische, französische Sitte und Bildung, französische Gebräuche und Einrichtungen galten für die ganze Welt, besonders für die vornehmen Kreise, als vorbildlich und nachahmenswert. Besonders stark kamen diese französischen Einflüsse schon wegen der geographischen Lage der beiden Länder, in England zur Geltung in Sprache und Literatur, in Sitte und Bildung — in England, wo die Restauration der Stuarts noch wesentlich dazu beigetragen hatte, französische Sitten und Anschauungen einzuführen und zur Herrschaft zu bringen.

Es ist das große Verdienst der Zeitschriften Steeles und Addisons, bei ihrem anerkennenswerten Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit im Leben in England zuerst auf den verderblichen Einfluß der französischen Sitten und Gebräuche

hingewiesen und gegen alles Französische energisch Front gemacht zu haben. Sie sind, wie Milberg in seiner Schrift „Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts“ sagt, der Ausdruck der Lebens- und Denkweise, des bürgerlichen Selbstbewußtseins, der vaterländischen Gesinnung und des gesunden Geschmacks der Nation.[1]) Und so bietet ihnen die Beobachtung des täglichen Lebens immer wieder Gelegenheit, ihren Landsleuten den Unterschied zwischen französischen und heimischen Sitten vor Augen zu führen, die französischen Sitten und Gewohnheiten in humoristischer, satirischer Weise oder auch ernst lehrhaft als verderblich hinzustellen und sie zum Festhalten an den guten Sitten der eigenen Volksart zu veranlassen. Alle über das Leben und den Charakter der Franzosen geschriebenen Artikel sind von dieser Tendenz erfüllt, und die verschiedenen Autoren sprechen alle ähnliche Urteile aus. Die zahlreichen Aufsätze dieser Art lassen uns deutlich erkennen, welche Vorstellungen die Engländer damals von dem französischen Volkscharakter hatten, und von dem Leben und Treiben in der Hauptstadt und am Hofe. Addison, dem wohl die meisten dieser Artikel zuzuschreiben sind, hatte Frankreich ja aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Den ersten Aufsatz über das Leben der Franzosen bringt uns Steele in Nr. 57 des T. und zwar, wie er selbst sagt, im engen Anschluß an eine Beschreibung der Franzosen von La Bruyère, eines der feinsten Stücke von Spötterei und Satire, welches er je gelesen habe. Der T. hat die Charakteristik der Franzosen La Bruyères: „Caractères de Théophraste traduit du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle“ entnommen und zwar in wortgetreuer Übersetzung.[2]) Er schickt voraus, daß er diese Beschreibung der Franzosen seinen Landsleuten zur Belehrung mitteile; er wendet sie also gleichsam auf die Engländer an, weil auch auf sie zu damaliger Zeit, wo der Hof, die Großen des Landes, die ganze Nation sich der Herr-

[1]) Milberg, S. 4.

[2]) Vgl. La Bruyère, Les caractères de Théophraste traduit du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle, Oeuvres complètes, Nouvelle Édition avec une Notice sur sa Vie etc. par Chassang, Paris 1876; I. S. 266 ff. (De la Cour).

schaft des Franzosentums überließ, die Beschreibung aus La Bruyères Feder paßte. Er läßt uns somit über seine reformatorische Absicht in bezug auf die Sitten und Einrichtungen seiner Zeit nicht im Zweifel. Selbständige Bemerkungen fügt er jedoch nicht bei, das eigene Urteil der Freunde Steele und Addison über die Franzosen müssen wir uns aus zerstreuten Andeutungen zusammenstellen.

Frankreich ist das Land der Höflichkeit und Eitelkeit (T. Nr. 127, St.). Seine Bewohner sind von einer so mitteilsamen Gemütsart, sind so gesprächig, daß sie glauben, die angenehmste Gesellschaft zu sein, wenn sie alle zugleich plappern (Sp. Nr. 556, Add.). Dabei steckt in ihrer Unterhaltung wenig Belehrung, wie das besonders aus ihren Briefen zu ersehen ist, in denen sie sich gern übermäßige Komplimente machen (T. Nr. 93, Add.).[1] Lebhaftigkeit und Dreistigkeit sind hervorstechende Eigenschaften der französischen Nation, für sie sind daher manche Eigentümlichkeiten in der Kleidung und in den Sitten nicht so anstößig wie für die Engländer, deren Hauptcharaktereigenschaft die Bescheidenheit sei. Erscheine diese nationale Eigenschaft im Gewande weiblicher Schönheit, in der die englischen Frauen die Frauen aller anderen Völker überträfen, so könne man nichts Liebenswürdigeres auf Erden sehen (Sp. Nr. 435, Add.).

Der eben angeführten Verschiedenheit in dem Charakter der Engländer und Franzosen geschieht noch an vielen Stellen Erwähnung (Sp. Nr. 136, 432, T.). Mit der Lebhaftigkeit der Franzosen bringt der Sp. ihre Sittenlosigkeit in Zusammenhang, und vor dieser besonders will er seine Leser warnen. Diese beiden Eigenschaften der Franzosen berühren sich eng, eine Grenze zwischen ihnen ist kaum zu ziehen. Ein Beispiel dafür gibt uns der Sp. in dem Schicksal eines kastilianischen Ehepaares, das Dinge erlebt, wie sie im französischen Roman seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts vorgeführt zu werden pflegten. Diese in größter Glückseligkeit lebenden Gatten fallen auf einer Fahrt auf dem mittelländischen Meere in die Hände von Seeräubern und werden von diesen als Sklaven nach Algier

---

[1]) Vielleicht eine Anspielung auf die Briefe Balzacs und Voitures.

verkauft. Während ihrer Gefangenschaft machen sie die Bekanntschaft eines französischen Renegaten, der ihnen mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Volkes entgegenkommt und ihnen manchen guten Dienst erweist. Auf den Rat dieses neuen Freundes eilt der Kastilianer zur Erlangung des geforderten Lösegeldes verkleidet in seine Heimat, um dort seine Güter zu veräußern. Nach seiner Rückkehr aber muß er entdecken, daß der Franzose ein falsches Spiel gespielt hatte, daß es ihm gelungen war, seine Frau ihm abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen, und sie nach Empfang des Lösegeldes zur Flucht zu bewegen. Der Sp. zeigt uns den Franzosen zunächst als liebenswürdigen und geschmeidigen Gesellschafter, lebhaft und bezaubernd in der Unterhaltung, um alsdann in der von demselben bewerkstelligten Verführung zum Ehebruch die allgemeine Sittenlosigkeit der ganzen Nation, die von ihrem lebhaften Charakter unzertrennbar sei, zu geißeln (Sp. Nr. 198, Add.).

In sehr gefälliger und ausführlicher Darstellung macht uns Addison mit den Eindrücken und Empfindungen, die er während seines Aufenthaltes in Paris und Frankreich überhaupt in sich aufgenommen hat, im G. bekannt (G. Nr. 101, 104). Wohl um ein höheres Interesse bei seinen Lesern zu erwecken, hat er nach dem Vorgang der Franzosen die beliebte Form des Briefes gewählt. Während ein erster Brief uns hauptsächlich von den Sehenswürdigkeiten der glänzenden Pracht- und Kunststadt Paris erzählt, liefern uns die andern aus Blois datierten Briefe manche interessante Bemerkungen über das französische Volk im allgemeinen.

Addison schreibt, daß er sich bei seiner Ankunft in Paris sehr unbehaglich gefühlt habe; lauter fremde Gesichter habe er gesehen, lauter fremde und unverständliche Töne gehört. So sei es gekommen, daß die Bildsäulen und Gemälde, von denen viele ihm außergewöhnlich erschienen seien, seine Gesellschaft gebildet hätten. Humoristisch sagt er dann weiter, daß ihm diese Gesellschaft besonders angenehm gewesen sei, weil sie nicht französisch spräche und eine sehr gute Eigenschaft besäße, die so selten in diesem Lande anzutreffen sei, nämlich die, nicht geschwätzig zu sein. Voll Bewunderung äußert sich der Reisende über die von ihm besichtigten Paläste und Gärten

des Königs: Da sei alles geschehen, was nur von einem Fürsten erwartet werden kann, der Berge entfernt, den Lauf von Flüssen ändert, Wälder in einem Tage erstehen läßt, der Dörfer und Städte anlegt an Orten, nur um damit den Anblick der Gegend zu verschönern. Schönere Landschaften als die um den Wohnsitz des Königs oder einen schöneren Palast als den zu Versailles vermag uns nach Addisons Ansicht kein Dichter zu beschreiben. Gleichwohl zieht er Fontainebleau allem übrigen vor. Da habe der König seinen Geschmack der Lage des Ortes angepaßt und nur soviel Kunst aufgewandt, als gerade nötig gewesen sei, um der Natur zu Hilfe zu kommen und sie zu regulieren, ohne sie allzu viel zu verbessern. Die Kaskaden schienen durch Felsenspalte und Klüfte hervorzubrechen, die mit Moos überdeckt seien und aussähen, als ob sie von der Natur auf einander gehäuft wären. Die Wiesen, Spazierwege und Kanäle zeigten eine künstliche Wildheit, und der ganze Garten sei, anstatt von einer Mauer, an dem unteren Ende von einem natürlichen Felsenhügel abgeschlossen, der das Auge angenehm berühre. Addison empfindet bei der Betrachtung dieser kunstlosen Felsengruppen mehr Entzücken als beim Anblick noch so vieler Statuen und freut sich an den Windungen eines Flusses durch Wälder und Wiesen mehr als an den phantastischen Figuren in Versailles (G. Nr. 101, Add.).

Mit diesen Ausführungen steht im engsten Zusammenhang Nr. 414 des Sp., wo Addison über den Unterschied der Werke der Natur und der Kunst spricht: In der Natur findet sich immer etwas Größeres und Herrlicheres als in der Kunst. Ihre Nachahmung gewährt uns deshalb ein edleres und erhabeneres Vergnügen als der Anblick von regelrechten Kunstwerken. Aus diesem Grunde, sagt der Sp. weiter, sind auch die englischen Gärten für die Phantasie nicht so unterhaltend wie die Frankreichs und Italiens, wo man eine große Fläche mit einer anmutigen Vermischung von Garten und Wald bedeckt sieht mit einer künstlichen Wildheit, die mehr entzückt als die Zierlichkeit und Eleganz der englischen Gärten.

Der Vorzug, den Addison Fontainebleau vor Versailles gibt, ist insofern sehr interessant, als er Addisons Vorliebe für natürliche, d. h. naturwahre Schönheit im Gegensatz zu künstlicher

Schönheit bekundet und er, wie wir später sehen werden, bei der Beurteilung der Literaturwerke einen ähnlichen Maßstab anlegt.

Der Genuß all dieser Wunderwerke der Kunst und der Natur wird noch erhöht durch die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit der die Franzosen den Fremden begegnen. Wenn die Franzosen, so sagt Addison, die Engländer in den Künsten der Humanität auch nicht übertreffen, so tun sie es doch wenigstens im Ausdruck derselben. Schon aus diesem Grunde hält er die Franzosen für ein zweifellos glücklicheres Volk als die Engländer, wenn diese auch viel klüger sein mögen. Besonders die alten Leute in Frankreich seien die angenehmsten in der Welt. Ein vorsündflutlicher Mensch, so heißt es in der Charakteristik dieser Greise (G. Nr. 101), hätte mit 70. Jahren nicht mehr Lebhaftigkeit und Munterkeit in sich fühlen können; denn jenes Feuer und jene Lebendigkeit, welche einem den Umgang mit der französischen Jugend beinahe verleide, ergäben nach einer gewissen Abschwächung und Mäßigung durch die Zeit ein sehr angenehmes und fröhliches Alter. Außerdem käme einem der Nationalfehler der großen Gesprächigkeit bei einem Greise natürlich und anmutig vor.

Um sich eine gute französische Aussprache anzueignen und sich zum ausschließlichen Gebrauch des Französischen zu zwingen, begab sich Addison von Paris nach Blois, wo damals nach allgemeiner Meinung ein sehr reines Französisch gesprochen wurde. Hier, wo nach seiner Ansicht die Heuchelei und Verstellungskünste nicht so im Gebrauche sind wie am Hofe und in den großen Städten, hofft er auch die Sitten und das Leben des französischen Volkes in unverhüllter Wirklichkeit kennen zu lernen. Auf seiner Reise von Paris nach Blois hat er einen Teil des Landes gesehen, und da hat sich vor seinen Augen ein ganz anderes Bild entrollt. Er habe nicht geglaubt, sagt Addison, daß in der Welt neben einer so außergewöhnlichen Pracht eine so ungeheure Armut bestehen könnte. Man könne sich kaum einen Begriff machen von all dem Pomp, der in der Nähe des Königs zur Schau getragen würde; in dieser Prachtentfaltung sei aber auch der Grund dafür zu sehen, daß die Hälfte seiner Untertanen barfuß gehen müsse. Und trotzdem

sei das Volk das glücklichste in der Welt und erfreue sich der Wohltaten seines Klimas und seiner natürlichen Konstitution, erfreue sich einer solchen Fröhlichkeit des Herzens und Zufriedenheit des Gemüts, wie sie selbst Freiheit und Überfluß bei den Bewohnern anderer Länder nicht hervorzubringen vermöchten — eine Ansicht, der wir auch im G. Nr. 44 begegnen. Die Macht der Not oder der Sklaverei sei nicht imstande, diese Leute unglücklich zu machen. Es gebe in diesem Lande weiter nichts als Fröhlichkeit und Armut, jedermann singe, lache und — verhungere. Ihre Unterhaltung sei im allgemeinen angenehm; denn wenn sie Witz oder Verstand hätten, so zeigten sie diese sicherlich. Sie gewännen nicht bei einem zweiten Zusammensein, sondern würden alle Offenheit und Ungezwungenheit, die bei einem Engländer kaum eine lange Freundschaft oder ein überreicher Genuß von Wein hervorzubringen vermöchten, schon beim ersten Zusammentreffen entfalten. Ihre Frauen seien Meisterinnen in der Kunst, sich immer im schönsten Lichte zu zeigen. Sie seien immer fröhlich und geistreich und verständen es, auch die am wenigsten hübschen, ihr Gesicht durch anmutiges Mienenspiel zu verschönen. Eine jede wisse sehr wohl, sich ein entzückendes Aussehen und die schönste Stellung zu geben, in der sie von Sir Gottfried Kneller gemalt werden könnte.[1])

In seinen weiteren und im G. Nr. 104 mitgeteilten Briefen bringt uns Addison nicht mehr viel Neues über den Charakter der Franzosen. Der erste teilt eine historische Begebenheit aus den Kriegen Englands mit Frankreich im 13. Jahrhundert unter König Johann mit, und der zweite Brief ist fast nur eine ergänzende Wiederholung seiner Ausführungen in Nr. 101. Ganz ausführlich verbreitet er sich noch einmal über den

---

[1]) G. K., ein berühmter Portraitmaler, eigentlich Gottefried Kniller, war ein geborener Lübecker, er lebte von 1646—1723. Er widmete sich in Leyden zunächst dem Studium der Mathematik, bekundete aber immer eine große Vorliebe für die Malerei. In Amsterdam war er Schüler von Bol, ging von hier nach Italien und kam dann 1675 nach England, wo er großes Ansehen bei Hofe und auch bei seinen Zeitgenossen Dryden, Prior, Addison, Steele, Tickell genoß. Von Karl II. wurde er nach Frankreich geschickt, um Ludwig XIV. zu malen.

Nationalfehler der Franzosen, über ihre Gesprächigkeit indem er den französischen Gesprächston mit dem englischen vergleicht: *I am ashamed that I am not able to make a quicker progress through the French tongue, because I believe it is impossible for a learner of a language to find in any nation such advantages as in this, where every body is so very courteous, and so very talkative. They always take care to make a noise as long as they are in company, and are as loud any hour in the morning, as our own countrymen at midnight. By what I have seen, there is more mirth in the French conversation, and more wit in the English. You abound more in jests, but they in laughter. Their language is indeed extremely proper to tattle in, it is made up of so much repetition and compliment. One may know a foreigner by his answering No or Yes to a question, which a Frenchman generally makes a sentence of. They have a set of ceremonious phrases that run through all ranks and degrees among them. Nothing is more commun than to hear a shopkeeper desiring his neighbour to have the goodness to tell him what it is o'clock, or a couple of cobblers, that are extremely glad of the honour of seeing one another.*[1])

Auch in den Werken der französischen Maler erkennt Addison auf das deutlichste die hervorstechenden Eigenschaften der Franzosen im allgemeinen. Diese kunsthistorischen Bemerkungen bietet er uns in der bei ihm so beliebten und von ihm mit so großem Geschick verwandten Form einer Vision. Er glaubt sich im Traume in eine lange geräumige Gallerie versetzt, die auf der einen Seite mit den Meisterwerken der berühmtesten noch lebenden Maler, auf der anderen mit denen der schon verstorbenen geschmückt ist. Die noch lebenden Künstler sieht er im Traume bei der Arbeit, und von der Tätigkeit und den Werken eines jeden Künstlers schließt er auf den Charakter seines Volkes, wobei er den Franzosen den ersten Platz einräumt: *The first I observed at work in this part of the gallery was Vanity, with his hair tied behind him in a ribbon,*

[1]) Vergleiche außerdem noch Addisons Wiedergabe seines Traumes von der Wirkung der Höhle des Trophonius auf französische Protestanten, die von ihrer in England auffälligen Heiterkeit befreit zu werden wünschen, in Nr. 599 des Sp.

and dressed like a Frenchman. All the faces he drew were very remarkable for their smiles, and a certain smirking air which he bestowed indifferently on every age and degree of either sex. The „toujours gai" appeared even in his judges, bishops, and privy-counsellors: In a word, all his men were „petits maitres" and all his women „coquettes". The drapery of his figures was extremely well-suited to his faces, and was made up of all the glaring colours that could be mixt together; every part of the dress was in a flutter, and endeavoured to distinguish itself above the rest (Sp. Nr. 83, Add.).

Nachdem wir im Vorstehenden uns überzeugt haben, welche Ansichten über Frankreich und seine Bewohner im allgemeinen in den moralischen Zeitschriften der Engländer vorgetragen sind, müssen wir uns noch vergegenwärtigen, in welcher Weise die Journalisten den allzu großen Einfluß des französischen Geschmacks und der französischen Moden auf die Engländer zu bekämpfen suchten, mit den Worten des Spottes und der Satire und durch ernste Ermahnungen.

Einen ausführlichen Bericht über die Einwirkung Frankreichs auf das öffentliche Leben in England bringt uns Addison in Nr. 45 des Sp.: England sei von den französischen Modetorheiten überflutet worden, den leichtfertigen französischen Sitten wären Tür und Tor geöffnet. Freilich habe dieser gewaltige Einfluß Frankreichs während der langen Kriegsjahre etwas nachgelassen, aber eine neue Überschwemmung, so meint Addison, werde sich mit dem Friedensschlusse wieder über England ergießen, eine Befürchtung, die der Sp. schon einmal, in Nr. 10, ausgesprochen hat. Diesem Übel und seinen schlimmen Folgen möchte er gern vorbeugen, wenn nicht anders möglich, sogar durch einen Parlamentsbeschluß, der die Einführung solcher französischer Tor- und Narrheiten verböte. Er selbst als anerkannter Zensor des öffentlichen Lebens in England sucht seine Leser dadurch vor der Annahme aller französischen Sitten und Einrichtungen zu warnen, daß er sie als höchst verderblich hinstellt. Er greift einige ihm besonders anstößige Unsitten heraus: scharf verurteilt er, daß die englischen Damen sich einige Zeit lang nach französischem Muster Kammerdiener gehalten und sogar im Bett liegend Besuch angenommen hätten,

ja, daß es als ein Beweis schlechter Erziehung gegolten habe, letzteres nicht zu tun; glücklicher Weise seien diese Nachahmungen französischer Lebensformen wieder aus der Mode gekommen. Nach seiner Meinung sollte ein jedes kluge und tugendhafte Weib darauf bedacht sein, daß seine Lebhaftigkeit, die ja dem weiblichen Geschlechte in höherem Maße eigen sei als dem männlichen, nicht in Leichtfertigkeit ausarte, wie dies in Frankreich so oft der Fall sei. Diese französische Leichtfertigkeit charakterisiert er mit folgenden Worten: *On the contrary, the whole discourse and behaviour of the French is to make the sex more fantastical, or, (as they are pleased to term it) more awakened, than is consistent either with virtue or discretion. To speak loud in public assemblies, to let every one hear you talk of things that should only be mentioned in private or in whisper, are looked upon as parts of a refined education. At the same time a blush is unfashionable, and silence more illbred than any thing that can be spoken. In short, discretion and modesty, which in all other ages and countries have been regarded as the greatest ornaments of the Fair Sex, are considered as the ingredients of narrow conversation and family behaviour* (Sp. Nr. 45).

Die Schilderung des Benehmens einer Dame während einer Aufführung des Macbeth, einer Dame, die kurz zuvor aus Frankreich zurückgekommen war und nun glaubt, die ihr in Fleisch und Blut übergegangenen französischen Manieren und Unarten auch in England zur Geltung bringen zu müssen, trägt dazu bei, uns französisches Wesen unsympatisch zu machen. Eine andere französische Sitte geißelt er, indem er einen, wie er sagt, sehr witzigen, aber von ihm leider nicht mit Namen genannten französischen Schriftsteller selbst zu uns sprechen läßt. Dieser erzähle, daß zu seiner Zeit die Damen am französischen Hofe es für ein Zeichen schlechter Erziehung oder eine Art Pedanterie angesehen hätten, ein schwieriges Wort richtig auszusprechen; sie hätten daher solche Worte um so lieber gebraucht, um sie mit einer gewissen Eleganz verstümmeln zu können. Als einst eine Hofdame ein solches schwieriges Wort zufällig in einem richtigen Sinne gebraucht und auch richtig ausgesprochen habe, habe sich die ganze Versammlung ihrer geschämt (ibid.).

Daß die Damen Englands sich gänzlich nach französischer Mode kleideten, welche ihnen die Modistinnen durch Gliederpuppen vor Augen brachten, die sie einmal monatlich nach den neuesten und vornehmsten Mustern gekleidet aus Paris herüberkommen ließen, erfahren wir im Sp. in einem eingehenden, sehr ironisch gehaltenen Artikel (Sp. Nr. 277). Sogar während der heißesten Kriegszeiten haben die Damen alles versucht, eine solche „Mademoiselle", wie der Sp. diese Modelle nennt, zu erhalten. Zur nicht geringen Enttäuschung der ganzen weiblichen Welt Englands seien diese ersten Bemühungen ohne Erfolg geblieben, aber dank ihrer Beharrlichkeit und ihrer Anstrengungen in einer für sie so wichtigen Angelegenheit hätten sie ihren Zweck doch schließlich erreicht. Der Sp. läßt nun, um die französische Mode um so lächerlicher zu machen, eine solche Schwärmerin für alles Französische und die Putzhändlerin, die Besitzerin des französischen Modells, in Briefen zu uns sprechen. Die erste hat einen demütigen Verehrer abgewiesen, weil er weder Französisch sprechen konnte noch französischen Rotwein trank. Sie hat im Geheimen lange das Unglück ihres Geschlechts während des Krieges beklagt, während dessen sie unter den unerträglichen Erfindungen der englischen Kammerjungfern zu leiden hatten, die wohl manchmal leidlich hätten nachahmen, aber niemals den Geschmack *(goût)* der Französinnen in der Erfindung hätten erreichen können. Fast hat sie schon alle Hoffnung aufgegeben, noch einmal ein Muster aus jenem schönen Lande zu sehen, als sie in der Kirche ganz unerwartet zu ihrer großen Freude hört, daß eine unvergleichlich schöne Modepuppe gerade aus Paris gekommen sei. Vor lauter Ungeduld kann sie das Ende des Gottesdienstes kaum erwarten und begibt sich sogleich zu dem Hause, in dem sich das französische Modell befinden soll. Hier erfährt sie aber, daß dasselbe schon zu einer anderen vornehmen Dame gebracht worden sei. So muß sie am anderen Morgen den Gang noch einmal tun, um sich an der lieben Puppe *(moppet)* von Kopfe bis zu Fuß satt zu sehen. Bei diesem Anblick gibt sie wieder ihrer Verehrung des französischen Geschmacks Ausdruck: *You cannot imagine, worthy Sir, how ridiculously I find we have all been trussed up during the war, and how infinitely the French dress excels ours.*

Der Unterrock der Modepuppe habe kein Fischbein, sondern sitze sehr elegant und frei, die Frisur sei unaussprechlich schön, kurz, der ganze Anzug zeige tausend Schönheiten, die sie allerdings noch nicht bekannt geben möchte. Doch fühle sie sich verpflichtet, dies dem Sp. mitzuteilen, damit er nicht erstaunt sei, wenn er sie beim nächsten Feste nach Pariser Mode gekleidet sehen würde.

Auch von der Modistin läßt der Sp. sich in Briefform die Ankunft der französischen Modepuppe anzeigen. Er ist eben der Zensor der Moden und Sitte seiner Zeit und daher bittet sie ihn, das Modell sich anzuschauen, bevor sie es der Welt als Muster übergäbe. Der Sp. kommt ihrer Bitte nach und gibt uns dann folgende Beschreibung von diesem französischen Muster: *The puppet was dressed in a cherry-coloured gown and petticoat, with a short working apron over it, which discovered her shape to the most advantage. Her hair was cut and devided very prettily, with several ribbons stuch up and down in it. The milliner assured me, that her complexion was such as was worn by all the Ladies of the best fashion in Paris. Her head was extremely high, on which subject having long since declared my sentiments, I shall say nothing more to it at present. I was also offended at a small patch she wore on her breast, which I cannot suppose is placed there with any good design . . . Upon the whole I was well enough pleased with the appearance of this gay Lady, and the more so because she was not talkative, a quality very rarely to be met with in the rest of her countrywomen. As I was taking my leave, the milliner farther informed me, that with the assistance of a watch-maker, who was her neighbour, and the ingenious Mr. Powel, she had also contrived another puppet, which by the help of several little springs to be wound up within it, could move all its limbs, and that she had sent it over to her correspondent in Paris to be taught the various leanings and bendings of the head, the risings of the bosom, the curtsey and recovery, the genteel trip, and the agreeable jet, as they are all now practised at the court of France* (Sp. Nr. 277, Budgell).

Anstößig ist dem Sp. namentlich das aus Frankreich importierte Reitkleid der Damen: *The model of the Amazonian hunting-habit for Ladies, was, as I take it, first imported from*

France, and well enough expresses the gaiety of a people who are taught to do any thing so it be with an assurance; but I cannot help thinking it sits aukwardly yet on our English modesty (Sp. Nr. 104, T.).

In einer späteren Nummer kommt der Sp. nochmals auf das Reitkostüm der Damen zurück und verspotttet die Sucht der Reiterinnen, sich ein möglichst männliches Aussehen zu geben: *Among the several female extravagancies I have already taken notice of, there is one which still keeps its ground. I mean that of the ladies who dress themselves in a hat and feather, a riding coat and a perriwig, or at least tie up their hair in a bag or ribbon, in imitation of the smart part of the opposite sex . . . I am sure my she disciples who peruse these my daily lectures, have profited but little by them, if they are capable of giving into such an amphibious dress. This I should not have mentioned, had not I lately met one of these my female readers in Hyde-Park, who looked upon me with a masculine assurance, and cocked her hat full in my face . . . I must observe that this fashion was first of all brought to us from France, a country which has infected all the nations of Europe with its levity* (Sp. Nr. 435, Add.).

Will der Sp. ein emanzipiertes Weib schildern, so vergißt er nicht zu erwähnen, daß sie eine große Bewunderin der französischen Sitten sei: *an admirer of the French good-breeding, and a great stickler for freedom in conversation* (Sp. Nr. 198, Add.)

Auch der G. huldigt einmal und zwar mit noch feinerer Ironie der Oberhoheit Frankreichs auf dem Gebiete der Mode. In einer Betrachtung über die Kleidung der Menschen (G. Nr. 149, Gay) spricht er die Ansicht aus, daß zu einer geschmackvollen Kleidung ein Genie nötig sei, ein Genie, das nicht durch Kunst erworben werden könne, sondern eine Gabe der Natur sein müsse. Nach seiner Ansicht sind die genialsten Menschen in dieser Beziehung die Franzosen, auch England verdanke seine gegenwärtigen Moden irgend einem schlauen Kunstverständigen unter ihnen. Die Damen dieser Nation konzentrieren ihre ganze Einbildungskraft auf jeden neuen Unterrock, jeder Kopfputz unterliegt bei ihnen einem steten Wechsel,

und keine Dame, die irgend welchen Anspruch auf Geschmack erhebt, pflegt in demselben Gewande zwei Tage hintereinander zu erscheinen. Der Artikelschreiber verbreitet sich dann besonders über die englische Mode, wobei er sehr überraschende Berührungspunkte findet zwischen der Theorie der Dichtkunst und der der Kleidung. Die Regeln der Dichtkunst, wie sie schon Aristoteles für das Drama aufgestellt hat, wendet er humoristisch auch auf die Kleidung an, und seine Bewunderung und Anerkennung der französischen Mode drückt er in folgendem Vergleich aus: *But as Horace advises, that all new-minted words should have a Greek derivation to give them an indisputable authority, so I would counsel all our improvers of fashion always to take the hint from France, which may as properly be called the „fountain of dress", as Greece was of literature.*

Besondere Aufmerksamkeit schenken die Zeitschriften der Kopfbedeckung der Frauen, die nach den beständig wechselnden, immer neuen Moden in Frankreich auch in England einer stetigen Veränderung unterliegt. Um die französische Mode umsomehr dem Spotte preiszugeben, führt der Sp. Versuche an, welche in vergangenen Jahrhunderten von Franzosen selbst gemacht worden seien, um diese überschwenglich großen Hüte der Frauen verschwinden zu lassen. Er rühmt im Anschluß an den vorher von ihm zitierten französischen Geschichtsschreiber Paradin[1]) die großen Erfolge und Verdienste eines Mönches des 15. Jahrhunderts, Thomas Connecte mit Namen, der von Ort zu Ort gezogen sei und unermüdlich gegen diese Mode gepredigt habe.[2]) Es sei vorgekommen, daß die Frauen während seiner Predigt ihre Hüte vom Kopfe gerissen und zu einem Scheiterhaufen zusammengeworfen hätten. Der Erfolg sei jedoch kein dauernder gewesen, Paradin berichte: *„The women that, like snails, in a fright, had drawn in their horns, shot them out again as soon as the danger was over"* (Sp. Nr. 98, Add.).

---

[1]) Paradin, Guillaume, war ein französischer Gerichtsschreiber des 16. Jahrhundert, geb. um 1520.

[2]) Thomas Connecte (auch Conecte), geb. in Rennes, war ein Karmeliter, als Prediger war er beim Volke sehr beliebt. Er trat hauptsächlich für Aufhebung des Cölibats ein, sodaß er 1434 als Ketzer den Feuertod sterben mußte.

Der Sp. weist dann noch darauf hin, daß die Abgeschmacktheit und das Ungeheuerliche in der Kopfbedeckung jener Zeit, des 15. und 16. Jahrhunderts, auch von d'Argentré in seiner Geschichte der Bretagne und auch noch von anderen Historikern getadelt worden sei (Sp. Nr. 98, Add.).[1])

Nach diesen Zeugnissen der Zeitschriften dürfen wir annehmen, daß die vornehmen und wohlhabenden Leute Englands, hauptsächlich natürlich die Damen, ihre Toiletten und sonstigen Gebrauchsgegenstände direkt aus Frankreich bezogen oder doch, wenn irgend möglich, von Französinnen anfertigen ließen. So prächtig und glänzend schien die Sonne des französischen Hofes, daß ihr alles zustrebte. Man wollte an der Quelle schöpfen und scheute die größten Kosten nicht. Daher können wir es leicht verstehen, wenn ein Ehemann, der infolge der guten und schätzenswerten Eigenschaften seiner Frau auf ein vollkommenes Eheglück gehofft hatte, darüber in Klagen ausbricht, daß er sich doch nicht glücklich fühlen könne, weil seine Gattin eine allzugroße und höchst kostspielige Vorliebe für französische Mode habe. Sie hält sich vier französische Protestantinnen, die beständig damit beschäftigt sind, die verschiedensten Arten von überflüssigen Hausgeräten wie Polster, Tapeten für Schlafzimmer, Betten, Fenstervorhänge, Lehnstühle und Sessel u. s. w. anzufertigen (Sp. Nr. 328, St.).[2])

Diese sklavische und unvernünftige Nachahmung alles Französischen gibt dem Sp. und seinen Gesinnungsgenossen immer wieder Gelegenheit zu ernsterem Nachdenken und zu allerlei humoristischen Vorschlägen. Bei einem Gang durch mehrere Läden mit einem Freunde kommt der Sp. auf den

[1]) Bertrand d'Argentré war ein berühmter Rechtsgelehrter. Er wurde 1519 in Vitré geboren und starb 1590. Sein Werk „Histoire de Bretagne“ erschien 1582 in Rennes, 1588 in Paris.

[2]) Vgl. außerdem noch kurze Bemerkungen über die Vorliebe des englischen Publikums für französische Artikel im T. Nr. 245 (St.), für französische Hüte im Sp. Nr. 545 (T.) und Addisons Spott über den aus Frankreich importierten Reifrock im T. Nr. 116, 123, im Sp. 127, im G. Nr. 109, 114, 140. Diese Aufsätze Addisons gegen den Reifrock sind ein Beweis dafür, mit welch köstlichem Humor und feiner Satire er solche seinem Publikum nicht angenehmen Themata zu behandeln wußte, sodaß auch ihnen der Erfolg nicht versagt blieb.

Gedanken, daß es für die Erhaltung der Mode besser sei, ein Modenhaus zu errichten: *a repository for fashions.* Er beschreibt die Einrichtung eines solchen Gebäudes und gibt uns dann für die Nützlichkeit eines solchen Baues die verschiedensten Gründe an. Ein hauptsächlicher Grund liegt für ihn in der Wahrnehmung, daß die jungen Engländer bloß deswegen aus ihrem Vaterlande in andere Länder — hier kann der Sp. in erster Linie natürlich nur Frankreich im Auge haben — gehen, um irgend einer Modelaune nachzujagen; ein solches Unternehmen würde sie in ihrer Heimat festhalten und infolgedessen würde auch eine große Summe Geld im Lande bleiben. Und vielleicht, das ist der weitere Schluß des Sp., könnte sogar die Mode in Europa, für die jetzt Frankreich tonangebend sei, so umspringen, daß es den Franzosen ebenso geläufig werden würde, hinfort nach England zu kommen, um dort den letzten Grad ihrer Bildung sich anzueignen, wie es bisher bei den Engländern Sitte gewesen sei, nach Frankreich zu gehen (Sp. Nr. 478, T.).

Auch die französischen Tänze scheinen vor den englischen den Vorzug gehabt zu haben. Bei Festlichkeiten müssen wohl erst die französischen Tänze getanzt worden sein; ihnen pflegten auch die Nichttänzer zuzuschauen, während sie bei den darauf folgenden einheimischen Tänzen sich dem Spiel hingaben (Sp. Nr. 148, 308 T.). Es gehörte zum guten Tone in England, auch in dieser Beziehung möglichst nach französischem Vorbild erzogen zu sein (T. Nr. 128, St.).

Ein gutes Absatzgebiet fanden schon damals französische Weine in England; von ihnen ist an den verschiedensten Stellen in den Zeitschriften die Rede.[1]) Hier wird die Güte des Burgunders und Champagners des Herzogs von Aumont gepriesen (G. Nr. 154, Add.), dort im allgemeinen der französische Rotweine *(French claret)*, von dem der T. in humorvoller Weise sagt, er würde kein Urteil über seine Güte fällen, ohne ihn

[1]) Mit den Handelsbeziehungen zwischen England und Frankreich im allgemeinen beschäftigt sich eingehend ein Artikel des G. (Nr. 170, St.), in der Form eines Auszuges aus der Denkschrift eines Londoner Kaufmannes, betitelt „General Maxims of Trade, particularly applied to the Commerce between Great Britain and France.

vorher nicht gründlich gekostet, d. h. mindestens 36 Flaschen davon getrunken zu haben (T. Nr. 147, St.). An anderer Stelle wiederum ist der Sp. ungehalten über den Parlamentsbeschluß, der die Einfuhr der französischen Weine betrifft. Abgesehen davon, daß „der verfluchte rote Franzwein" sehr teuer ist, zieht er ihm den kräftigen Portwein vor und glaubt, daß dieser auch nicht so schädlich sei (Sp. Nr. 43, St.).

Die französische Küche hingegen hatte damals noch wenig Liebhaber in England gefunden; zwischen ihr und der englischen bestanden die größten Verschiedenheiten. Der T. widmet diesem Thema eine ganze Abhandlung und ermahnt seine Landsleute, an der Lebensweise ihrer Vorfahren festzuhalten und sich durch *„beef and mutton"* zu stärken. Das sei die Kost jenes kräftigen Volkes gewesen, das die Schlachten bei Crecy und Agincourt gewonnen habe. Das Gesunde dieser Lebensweise der französischen gegenüber will er auch zum Ausdruck bringen, wenn er sagt: *The common people of this kingdom do still keep up the taste of their ancestors; and it is to this that we, in a great measure, owe the unparalleled victories that have been gained in this reign: for I would desire my reader to consider, what work our countrymen would have made at Blenheim and Ramillies, if they had been fed with fricasees and ragoûts . . . .*

Er hält diese französischen Speisen für sehr ungesund: *I look upon a French ragoût to be as pernicious to the stomach as a glass of spirits; and when I have seen a young lady swallow all instigations of high soups, seasoned sauces, and forced meats, I have wondered at the despair or tedious sighing of her lovers.*

In humoristischer Weise zieht der T. dann weiter über die französische Küche los, indem er uns mitteilt, wie er bei einem Essen nach französischer Art, zu dem er von einem Liebhaber der französischen Küche eingeladen gewesen sei, niemals die Speisen zu erkennen vermag und so immer etwas anderes gereicht bekommt, als er haben möchte (T. Nr. 148, Add.). Auf den Unterschied zwischen der französischen und englischen Nahrung spielen ausserdem auch der Sp. an, der es einen Engländer mit drei Franzosen aufnehmen läßt (Sp. Nr. 383, Add.), und der G., der den Spott eines Franzosen über *„beef*

and pudding" mit einem spöttischen Hinweis auf die Pilze und Froschschenkel der Franzosen vergilt (G. Nr. 34, St.). Übrigens stehen die Engländer nicht allein da mit ihrem Tadel der französischen Küche; von Franzosen selbst werden ihre Beobachtungen und Urteile voll und ganz gerechtfertigt. So äußert sich z. B. St. Evremond, der lange genug in England gewesen war, um die Unterschiede der englischen und französischen Küche zu kennen: *Que tous les mélanges et compositions de cuisine, appelés Ragoûts ou Hors d'œuvres, passent auprès de vous pour des especes de poisons. Si vous n'en mangez qu'un peu, ils ne vous feront qu'un peu de mal; si vous en mangez beaucoup, il n'est pas possible que leur poivre, leur vinaigre et leurs oignons ne ruinent à la fin vôtre goût, et n'alterent bien-tôt vôtre santé.* [1])

Haben die bisher erwähnten, in den englischen Zeitschriften angeführten französischen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche eine mehr oder minder schroffe Verurteilung und Zurückweisung gefunden, so können die Engländer doch nicht umhin, eine, wenn auch nicht allein französische, Einrichtung als in hohem Grade nachahmenswert anzuerkennen. Dem guten Zweck der Findelhäuser, wie sie in Paris, Madrid, Lissabon, Rom und anderen großen Städten bestehen, müssen die Zeitschriften bei ihrer Tendenz, die Moral des englischen Volkes zu heben, uneingeschränktes Lob zollen. Die Einrichtung solcher Findelhäuser wird uns im G. (Nr. 105, Add.) ausführlich beschrieben. Den Wert derselben, für welche er die ernsteste Beachtung fordert, in moralischer und sittlicher Beziehung faßt der G. in die Worte: *This is certain, that many are by this means preserved and do signal services to their country, who without such a provision might have perished as abortives, or have come to an untimely end, and perhaps have brought upon their guilty parents the like destruction.* Die Annahme, daß Addison diese Einrichtung in Paris kennen gelernt hat und diese Beobachtung ihn zu seinem Aufsatze veranlaßt hat, dürfte durch seinen längeren Aufenthalt daselbst wohl als gerechtfertigt erscheinen.

---

[1]) St. Evremond, Oeuvres, publiées sur les manuscrits de l'auteur avec sa vie, par M. des Maiseaux, et Londres 1714; Bd. III. S. 62.

Wie der T. einen Gerichtshof zur Entscheidung von allgemeinen Rechtsstreitigkeiten errichtet hat, so will er sich auch an die Spitze eines solchen zur Erledigung von Ehrenhändeln stellen. Auch zu diesem Unternehmen muß er die Anregung von Frankreich erhalten haben, denn er sagt, es gäbe keinen Gerichtshof dieser Art außer in Frankreich, wo Marschälle des Reiches in zusammensetzten. An die Erwähnung dieser Tatsache knüpft er die höhnische Bemerkung, daß sich gegenwärtig niemand in dieser Körperschaft befinde, der nicht einmal von dem Herzog von Marlborough aus dem Felde geschlagen sei; aber, so fügt er hinzu, ob dies nur eine zufällige oder notwendige Eigenschaft sei, das sei er nicht in der Lage zu entscheiden (T. Nr. 250, Add.). Dieser Ehrengerichtshof sollte vor allem dem Überhandnehmen der Duelle vorbeugen, gegen die sich die Vorkämpfer für gute Sitten und Moral in allen drei Zeitschriften zu wiederholten Malen scharf aussprechen.[1]) Ernst und Humor, Spott und Satire wechseln in diesen Betrachtungen über das Duell und den Begriff der wahren Ehre mit einander ab. Auch vergessen Steele und Addison hierbei nicht, die schon zur Ausrottung des Duells gemachten Versuche gebührend hervorzuheben. Mit auffälliger Übereinstimmung zollen sie den Maßnahmen Ludwigs XIV. gegen das Duell, die, wie eine Bemerkung im T. zeigt, durchaus nicht die Zufriedenheit der in Frage kommenden Kreise erregt haben, volles Lob. Steele schreibt im T. Nr. 26: *It was pleasantly enough said of a bully in France, when duels first began to be punished: The King has taken away gaming and stage-playing, and now fighting too; how does he expect gentlemen shall divert themselves?*

Im Sp. Nr. 99 spricht Addison voller Anerkennung über Ludwigs XIV. Vorgehen gegen das Duell: *The beating down this false notion of honour, in so vain and lively a people as those of France, is deservedly looked upon as one of the most glorious parts of their present king's reign.*

Und ähnlich schreibt Steele im G. Nr. 129: *Of all the medals which have been struck in honour of a neighbouring*

[1]) Über das Duell handeln: T. Nr. 26, 28, 29, 31, 38, 39, 78 (St.), 93 (Add.), 265 (Add. und St.); ferner Sp. Nr. 99 (Add.) und G. Nr. 129, 133 (St.), 161 (Add.).

monarch, there is not one which can give him so true renown as that upon the success of his edicts for abolishing the impious practice of duelling.

Beachtenswert sind schließlich noch einige Bemerkungen der Zeitschriften über die französische Sprache und ihre Bekämpfung des Einflusses derselben auf die englische Sprache. In einer Abhandlung des Sp. über die Beschaffenheit seiner Muttersprache ist die Rede von ihrer Neigung zu einer möglichst knappen Ausdrucksweise und der dadurch bedingten Bildung kurzer Wörter, wofür er den Grund darin findet, daß sich die Sprache dem Charakter des Volkes angleiche. Nachdem er für seine Behauptung viele interessante Belege aus dem englischen Wortschatz und der Grammatik angeführt hat, fällt er ähnliche Urteile über die Sprachen anderer europäischer Länder. Über das Französische sagt er: *It is certain, the light talkative humour of the French has not a little infected their tongue, which might be shewn by many instances; as the genius of the Italians, which is so much addicted to musick and ceremony, has moulded all their words and phrases to those particular uses* (Sp. Nr. 135, Add.).

Sehr unangenehm ist es dem Sp. nun, daß diese französische Sprache seine Muttersprache fortwährend so stark beeinflußt; laut erhebt er Klage über die Verunreinigung und Verderbnis der englischen Sprache durch die französische. Er wünscht die Einsetzung einer Behörde, die das Eindringen fremder Wörter, besonders französischer Phrasen, streng überwachen und verhindern soll, falls gute einheimische Wörter vorhanden sind. Die Sprache ist infolge des gegenwärtigen Krieges mit Frankreich so mit französischen Wörtern und Ausdrücken durchsetzt, daß es nach des Sps. Meinung den alten Leuten in England kaum möglich sein würde, die Heldentaten ihrer Söhne nach den Zeitungsberichten zu verstehen. Die Soldaten selbst trügen zur Verbreitung des Französischen bei, indem sie in ihre Berichte über ihre Siege die Sprache der Besiegten aufnähmen. Das erregt seinen höchsten Unwillen, und er wünscht, daß den Soldaten Sekretäre oder Berichterstatter beigegeben würden, die ihre Briefe in einem einfachen, verständlichen, klaren Englisch dem englischen Volke zuschicken

sollen. Mit herber Satire fügt er dann hinzu: *The French would indeed be in the right to publish the news of the present war in English phrases, and make their campaigns unintelligible. Their people might flatter themselves that things are not so bad as they really are, were they thus palliated with foreign terms, and thrown into shades and obscurity: But the English cannot be too clear in their narrative of those actions, which have raised their country to a higher pitch of glory than it ever yet arrived at, and which will be still the more admired the better they are explained* (Sp. Nr. 165, Add.).

Außerdem sind auch sonst noch durch den gegenseitigen Verkehr der beiden Nachbarvölker,[1]) wie das ja natürlich ist, viele französische Worte und Wendungen ins Englische, in die Umgangs- wie Gelehrtensprache, eingedrungen. Wir müssen sogar wahrnehmen, daß die Herausgeber der Zeitschriften selbst trotz ihres Ankämpfens gegen die Sprachmengerei, sich nicht von dem Gebrauch französischer Ausdrücke freimachen können; wir treffen solche in den einzelnen Artikeln sehr zahlreich an, vor allem da, wo die Verfasser etwas besonders hervorheben und betonen wollen, wo dem französischen Ausdruck dann gleichsam die Eigenschaft eines Schlagwortes oder eines „terminus technicus“ beigelegt wird. Aus vielen Bemerkungen der Zeitschriften geht überdies hervor, daß es in England in den besseren Familien zum guten Ton gehörte, französisch zu sprechen. Nach dem Sp. Nr. 328 (Tickell) gehört zu den Eigenschaften einer gut erzogenen, gebildeten Dame u. a., daß sie singt, tanzt, die Laute spielt, malt, vollkommen Herrin des Französischen ist *(a perfect mistress of the French tongue)* und auch Italienisch versteht. Nicht minder war für viele Berufszweige die Kenntnis des Französischen eine Notwendigkeit, wie das z. B. aus einem Stellengesuch im T. (Nr. 228, St.) hervorgeht: *E. F. a person of good behaviour, six feet high, of a black complexion, and sound principles, wants an employ. He is an excellent penman and accomptant, and speaks French.*[2])

[1]) vgl. Sp. Nr. 364 (T.) und G. Nr. 166 (Add.).

[2]) vgl. noch T. Nr. 76 (St.), Sp. Nr. 77 (Add.), 119 (Add.), 160 (Add.), 191 (Add.), 230 (T.), 234 (T.), 275 (Add.), 277 (Budgell), 314 (T.), 357 (Add.), 473 (T.), 551 (Add.), G. Nr. 112 (Add.), 144 (St.), 159 (Add.).

III. Die Literatur der Franzosen im Urteil der Zeitschriften Steeles und Addisons.

a) Die literarische Kritik Steeles.

In den ersten Bänden des T. herrscht bei Steele die Neigung vor, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankreich kritisch zu beleuchten; erst in Nr. 84 des T. kündigt er seine Absicht an, daß er auch die Literatur der Franzosen würdigen will. Unbekanntes Verdienst will er ans Licht ziehen und die Ansprüche der Alten und Modernen auf Ruhm und Beachtung prüfen. Von den Franzosen sagt er: *The first whose merits I shall inquire into, are some merry gentlemen of the French nation, who have written very advantageous histories of their exploits in war, love, and politics, under the title of Memoirs.*

Welche Schriftsteller Steele hier im Auge hat, teilt er uns im folgenden nicht weiter mit. Er eifert gegen die allgemeine Sucht der Franzosen, ihre vermeintlichen Heldentaten der Nachwelt in Memoiren zu überliefern. Er verspottet die Memoirenschreiber Frankreichs, indem er die Befürchtung ausspricht, daß bei einem genaueren Nachsehen alle diese Heldentaten sich als Erfindungen erweisen würden. Er verachtet die Prahlerei dieser Art französischer Schriftsteller, nach deren Darstellung es keine rühmenswerte Tat in einem Feldzuge gäbe, die sie nicht ausgeführt oder an der sie nicht teilgenommen hätten, während die Geschichtsschreiber oder Zeitungen jener Zeit überhaupt nichts von ihnen zu berichten wüßten. Ebenso verhöhnt er diejenigen, die sich mit ihren Liebesabenteuern und Intriguen am Hofe brüsten. Auch für die Politiker klingt sein Urteil nicht schmeichelhaft, wenn er von ihnen sagt, daß sie zu unvorbereiteten Reden und Debatten unfähig seien und mit ihren Memoiren langweilten.

Die Abneigung, welche Steele hier gegen einen Zweig der französischen Literatur, gegen die Memoirenschreiber, wegen ihrer allzu starken Übertreibungen bekundet, dehnt sich aber nicht auf alle Gattungen derselben und die von den französischen

Schöngeistern für sie aufgestellten Regeln aus. Zwar steht er keineswegs auf dem Standpunkte jener Kritiker, die alle Erzeugnisse des Geistes mit dem Maßstabe des Horaz und seiner französischen Kommentatoren Dacier, Le Bossu, Rapin und Boileau messen wollten und die Vortrefflichkeit der französischen Poesie und Kritik vor allen anderen priesen. Er hat die von den Franzosen proklamierten, damals beachteten Regeln der Dichtkunst mit Eifer, aber auch mit Kritik studiert. Er verlangt von einem jeden literarischen Kritiker, daß er nicht bloß frühere Kritiker lese und ihr Urteil ohne weiteres annehme, sondern daß er zu einem festgegründeten Urteil gelange. Er gehört auch nicht zu denen, die alles gut heißen, was dem Altertum entnommen und nachgeahmt ist. Im Gegenteil, er tadelt solche Schriftsteller als Pedanten und meint, nur Männer von geringer Gelehrsamkeit könnten sklavische Anhänger der Alten sein (G. Nr. 12). Eine natürliche Folge dieses lobenswerten Strebens nach Selbständigkeit ist es, daß Steele auch gegen einzelne Lehren der französischen Kritiker gelegentlich Bedenken erhebt.

In Nr. 115 des T. zeigt uns ein Scherz Steeles, eines wie hohen Ansehens in England zu Beginn des 18. Jahrhunderts die französischen Kritiker sich erfreuten. Steele ist mit dem Besitzer eines Marionettentheaters, einem Mr. Powell, dessen Vorstellungen zu seinem größten Bedauern vom englischen Publikum, besonders dem weiblichen Geschlecht, höher geschätzt werden als die Leistungen der Schauspielkunst des 1708 nach England gekommenen Italieners Nicholini Grimaldi, gewöhnlich Nicolini di Napoli genannt, in Fehde geraten[1]) und will sich, falls ihn Powell weiter durch seine Puppen angreifen läßt, nicht nur durch eine Kritik dieser Puppen selbst, sondern auch durch eine strenge, kunstgerechte Kritik der von ihnen aufgeführten Stücke rächen und zwar mit Berufung auf die Regeln der französischen Kritiker: *I have for this purpose provided myself with the works of above twenty French critics, and shall examine, by the rules which they have laid down upon the art of*

---

[1]) Über diese Fehde Steeles mit dem Puppenspieler Powell, die sich durch mehrere Bände des T. hindurchzieht, vgl. Tatler Nr. 11, 16, 44, 45 mit Anmerkungen, Ausg. vom Jahre 1786.

the stage, whether the unity of time, place, and action, be rightly observed in any one of this celebrated actor's productions; as also, whether in the parts of his several actors, and that of Punch in particular, there is not sometimes an impropriety of sentiments, and an impurity of diction (T. Nr. 115.).

Wenngleich hier die Berufung Steeles auf die französischen Kritiker scherzhaft gemeint ist, so dürfen wir doch wohl annehmen, daß die von ihm erwähnten Regeln der Franzosen, namentlich das Gesetz von den Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung wirklich zu seinem ästhetisch-kritischen Credo gehört haben. Nicht minder aber ist es ihm, wie aus seinen eigenen, eben angeführten Worten schon hervorgeht, um die Wahrheit der Empfindung und die Korrektheit des Ausdrucks zu tun. Als mustergiltig in dieser Beziehung wird von ihm Addisons „Cato" (1713) gepriesen, eine Tragödie, die ganz in dem klassischen Stile der Franzosen geschrieben ist. Sie wird einem jeden der dramatischen Stücke des Altertums vorgezogen. Die Schönheiten der Tragödie, die die Liebe zur Freiheit und einer freien Verfassung verherrlicht, werden im einzelnen hervorgehoben. Catos strenge Tugend beherrscht das an echtem dramatischen Leben sehr arme Stück, das wohl nur wegen seiner politischen Tendenzen einen so außerordentlichen Erfolg erzielte. Die Nummer des G., welche diese Kritik enthält (Nr. 59), besteht aus drei Briefen, die sich im Lobe der Tragödie überbieten. Am Schluß des dritten Briefes ist die Hoffnung ausgesprochen, daß dieses Werk, in welchem Cäsar seines falschen Ruhmes beraubt und als der Zerstörer der Freiheit seines Landes hingestellt wird, auch in Frankreich an höchster Stelle seine Wirkung tun werde: *The French translation of Cato, now in press, will, I hope, be in usum Delphini.*

Für das Drama läßt also Steele die Regeln der französischen Kritiker in vollem Umfange gelten, ebenso stimmt er mit ihnen überein, wenn er auch für epische Gedichte und überhaupt für die bedeutenderen Gattungen der Poesie *(the great kinds of poetry)* strenge Regelmäßigkeit fordert; für die Ode, Epistel und für die Lobeshymnen jedoch will er unbedingt größere Freiheiten zugelassen wissen und er erkennt gerade in dieser größeren Freiheit der Bewegung den Beweis der Begabung

des Dichters: *I think it sufficient that the great hints, suggested from the subject, be so disposed, that the first may naturally prepare the reader for what follows, and so on: and that their places cannot be changed without disadvantage to the whole. I will add further, that sometimes gentle deviations, sometimes bold and even abrupt digressions, where the dignity of the subject seems to give the impulse, are proofs of a noble genius* (G. Nr. 12).

Recht günstig äußert sich Steele über die Gesellschafts- und Liebeslyrik der Franzosen: Keine moderne Sprache weise so viele schöne Lieder auf wie das Französische. Den Geist des Volkes und das Idiom seiner Sprache hält er besonders für diese Dichtungsart geeignet, während er den Engländern den Vorwurf macht, daß sie zu viele Gedanken in einem Liede verquicken und daher keinen deutlich zum Ausdruck bringen. Dieser Tadel richtet sich gegen den vielgepriesenen und auch von dem G. bewunderten Waller und besonders gegen Donne und Cowley, bei denen ein geistvoller Gedanke den anderen verjage, sodaß die Aufmerksamkeit des Lesers durch das fortwährende Sprühen ihrer Phantasie verwirrt werde. Dann weist er auf den Unterschied hin, der zwischen einem Lied *(song)* und einem Epigramme *(epigram)* besteht, und wirft den Franzosen vor, daß sie oft beide mit einander verwechselten; als Beispiel läßt er ein beachtenswertes Epigramm folgen, das bei ihnen als ein ausgezeichnetes Lied kursiere:

Tu parles mal par-tout de moi,
Je dis du bien par-tout de toi:
Quel malheur est le nôtre?
L'on ne croit ni l'un ni l'autre! (G. Nr. 16.)

Von allgemeinen Bemerkungen Steeles ist außerdem noch beachtenswert ein Aufsatz über den Stand der Bühne, von der er auch gern allen französischen Einfluß fernhalten möchte. Er wendet sich hauptsächlich sehr scharf gegen den Theaterdirektor Christopher Rich (gest. 1714), von dessen Wirken er sagt: *Nor is it less notorious that his restless ambition and subtle machinations, did manifestly tend to the extirpation of the good old British actors, and the introduction of foreign pretenders; such as Harlequins, French dancers and Roman singers* (T. Nr. 193).

Also auch hier wieder ein Eintreten für das gute Heimische und Abwehr des Französischen.

Bei der Betrachtung von Steeles Urteil über einzelne Schriftsteller Frankreichs bemerken wir vor allem die warme Anerkennung und Bewunderung, die er François de Fénelon, dem Erzbischof von Cambray, dem Verfasser des „Télémaque" entgegenbringt (G. Nr. 69.). Er nennt ihn einen höchst ausgezeichneten Schriftsteller, der in der gelehrten Welt eine sehr bedeutende Rolle spiele. Er lobt seine edle Gesinnung, sein Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, sowie seine aufrichtige und inbrünstige Frömmigkeit, die er in seinen bisherigen Werken bekundet habe. Fénelons neustes Werk „Démonstration de l'Existence de Dieu, tirée du spectacle de la nature et de la connaissance de l'Homme" oder in englischer Übersetzung „A Demonstration of the Existence, Wisdom, and Omnipotence of God, drawn from the knowledge of nature, particularly of man", von dem nur der erste Teil zu Lebzeiten des Verfassers gedruckt wurde (1699), erfährt von Steele eine höchst günstige Beurteilung, sowohl in sprachlicher als sachlicher Beziehung. Er sagt u. a.: Ein Mann von Fénelons Fähigkeiten sieht alle Dinge in einem anderen Lichte als gewöhnliche Menschen, und in der frommen Anlage seiner Seele beruht es, daß alle diese Fähigkeiten zur Vermehrung der Annehmlichkeiten eines glücklichen Lebens beitragen: *His style clothes philosophy in a dress almost poetic, and his readers enjoy in full perfection the advantage, while they are reading him, of being what he is.* Die gefällige Darstellung der Tierwelt im Anfang seines Werkes und die darauf folgende Betrachtung der Natur des Menschen, der den Tieren voraus noch Vernunft besitzt, zwingt den Geist, zufrieden zu sein mit sich selbst und dankbar zu sein gegen den, der ihm solchen Vorzug vor der Tierwelt gab. Diese Gedanken, meint Steele, hätten auf den Verfasser selbst einen solchen Eindruck gemacht, daß er seine Abhandlung mit einem Gebet geschlossen habe. Dieses Gebet zeige eine Erhabenheit, die ganz dem Charakter seines Verfassers entspräche; diese Rührung seines Herzens habe ihren Ursprung in Weisheit und Erkenntnis. Steele hält es geeignet für ein Sonnabendblatt des G. — Die Sonnabendnummer des G. brachte gewöhnlich eine Abhandlung

religiösen Inhalts — und gibt daher seinen Lesern eine Übersetzung davon. Diese soll sich nicht wörtlich ans Original anlehnen, es ist vielmehr Steeles Bestreben, den Geist möglichst getreu wiederzugeben. Vor der Übersetzung charakterisiert er das Gebet noch mit folgenden Worten: *But this supplication of the bishop has in it a happy and untroubled spirit; it is (if that is not saying something too fond) the worship of an angel concerned for those who had fallen, but himself still in the state of glory and innocence.*

Ein Vergleich der Übersetzung Steeles mit dem Original[1]) entspricht unseren Erwartungen; sie ist nicht wörtlich, an einigen Stellen faßt sich Steele etwas kürzer, doch gibt er die Gedanken Fénelons in schöner und klar verständlicher Sprache wieder (G. Nr. 69).

Auch einer kleinen Schrift Fénelons, seiner „Education des Filles" (1687), gedenkt Steele mit lobenden Worten (Sp. Nr. 95). In einem Briefe läßt er eine Dame sich über die Bemühungen und Erfolge des Sp. auf dem Gebiete der Frauenerziehung äußern. Hatte der Sp. gelegentlich die Frauen zwecks Hebung und Vertiefung ihrer Bildung auf die Lektüre guter Bücher hingewiesen, so wird hier gegenüber jeglicher wissenschaftlichen Betätigung des weiblichen Geschlechts seine Vorbereitung für die Aufgaben und Pflichten in der Familie für nötiger gehalten und in den Vordergrund gestellt: *Were it not rather to be wished we improved in our sphere, and approved ourselves better daughters, wives, mothers, and friends?* Die Frauen sollen in erster Linie lernen, ihre Leidenschaften zu bemeistern, sie der Vernunft zu unterwerfen; und hierüber wird ihnen als geeignete Abhandlung Fénelons Schrift empfohlen.

Fénelon ist der einzige der französischen Schriftsteller des klassischen Jahrhunderts, der von Steele einer eingehenden Würdigung unterzogen wird. Das hat vielleicht seinen Grund darin, daß Fénelon im Anfang des 18. Jahrhunderts noch lebte (1651—1715) und somit ein Zeitgenosse Steeles war; außerdem ist zu erwägen, daß die beiden Männer in ihrer literarischen Tätigkeit von ähnlichen pädagogischen Tendenzen erfüllt waren.

---

[1]) vgl. Fénelon, Oeuvres choisies, par le Cardinal de Bausset, Paris 1877; S. 99 ff.

Steele konnte sich wohl leicht veranlaßt sehen, dem Erzbischof von Cambray wegen seines durchaus ehrenhaften und aufrichtigen Charakters, der seine höchste Anerkennung verdienen mußte, und der Ähnlichkeit mancher im „Télémaque" (1699) entwickelten politischen Ansichten mit seinen eigenen in seiner Zeitschrift ein ehrendes Denkmal zu setzen.

Neben dieser ausführlichen Kritik der Werke Fénelons, fehlt es bei Steele auch nicht an kürzeren Hinweisen auf andere französische Autoren und an gelegentlichen Entlehnungen aus deren Werken.

Molière wird von ihm einmal zitiert und zwar in seiner Lebensgeschichte von Margery, die in männlicher Kleidung unter dem Namen John Young oder Dr. Young ärztliche Praxis ausübte. Er sagt von ihr, daß ihr blühendes Aussehen ihre ärztliche Kunst überall empfohlen habe, und fährt dann fort: *Upon this occasion I cannot forbear mentioning what I thought a very agreeable surprise; in one of Molière's plays, where a young woman applies herself to a sick person in the habit of a quack, and speaks to her patient, who was something scandalized at the youth of his physician, to the following purpose: „I began to practise in the reign of Francis the First, and am now in the hundred and fiftieth year of my age, but, by the virtue of my medicaments, have maintained myself in the same beauty and freshness I had at fifteen".* (T. Nr. 226.)

Das einzige Stück, in dem bei Molière eine weibliche Person als Arzt auftritt, ist sein Lustspiel „Le Malade Imaginaire". Die Rolle des verkleideten Arztes spielt hier das Dienstmädchen des eingebildeten Kranken, Toinette.[1]) Steele hat offenbar diese Scene im Gedächtnis gehabt, auch der eingebildete Kranke, Argan, ist sehr erstaunt über das jugendlich frische Aussehen seines Arztes. Er hält ihn für 26 oder 27 Jahre, während Toinette vorgibt, 90 Jahre alt zu sein, eine von Steeles Darstellung abweichende Angabe. Steele ist demnach entweder von seinem Gedächtnis im Stich gelassen worden, oder er hat irgend eine englische Bearbeitung der berühmten französischen Komödie vor Augen gehabt, welche Molières Dar-

[1]) vgl. Molière, Le Malade Imaginaire, acte III, scène XIV.

stellung nach dem sehr beliebten Brauch englischer Übersetzer noch steigerte oder vergröberte.

Eine ziemlich eingehende Kenntnis scheint Steele von La Bruyères Werken gehabt zu haben. Wie schon im zweiten Teile dieser Arbeit hervorgehoben wurde (vgl. S. 33), zitiert er einen längeren Passus aus dessen Beschreibung der Franzosen in fast wörtlicher Übersetzung, ohne jedoch kritische Bemerkungen über den Wert der Werke La Bruyères daran anzuschließen. Ferner weist er einmal auf den Charakter des Timon oder Misanthropen bei La Bruyère hin mit der Bemerkung, daß er sich erkühnen werde, gelegentlich mit La Bruyère scharf ins Gericht zu gehen. Das tut er jedoch nicht. Allerdings schildert er den Timon La Bruyères mit anderen Worten und auch in etwas anderem Sinne. Timon oder der Misanthrope La Bruyères trägt ein ernstes und scheues Wesen zur Schau, dabei ist er höflich und feierlich. Er hält sich stets in gewissen Schranken und vermeidet es, mit den Menschen in zu nahe Berührung zu kommen; er geht mit ihnen in einer ehrbaren und ernsten Weise um. Jedoch wendet er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, um ihre Vertraulichkeit von sich fern zu halten, er will sie nicht näher kennen lernen und sie sich auch nicht zu Freunden machen, wie dies Frauen bei ihren Besuchen so gern und leicht zu tun pflegten.[1]) Diesen Charakter modelt nun Steele für seinen Zweck etwas um. Bei ihm ist Timon wie bei La Bruyère der edelste aller Menschen: er hat einen solchen Drang zur Freigebigkeit in sich, daß er seine Reichtümer ohne Unterschied der Person und ohne Auferlegung von irgend welchen Gegendiensten verschenkt. Keiner der Unwürdigen, die sich seiner Wohltaten erfreuen, hat ein Verständnis für diese edle Schwäche, im Gegenteil, sie glauben eher Mitbesitzer seines Reichtums zu sein, als daß sie auch nur entfernt daran denken, daß sie gänzlich von seiner Güte abhängig sind.

Wir sehen, daß die hervorstechendste Charaktereigenschaft des La Bruyèreschen Timon, die Menschenscheu und Verachtung der Menschen, bei Steele hier gänzlich zurücktritt und durch

[1]) vgl. La Bruyère, Oeuvres Complètes, Nouv. Ed. par Chassang. Paris 1876: S. 418 f.

eine maßlose Freigebigkeit ersetzt wird. Diesen Zug beleuchtet Steele ganz geschickt durch eine Anekdote aus dem Leben Timons. Steele kommt nach Paris und sieht Timon zu Pferde in Begleitung nur eines einzigen Dieners. Er ist sehr erstaunt darüber, daß ein Mann, der sich in so ausgezeichneter Lage befindet wie Timon, nur mit so geringer Begleitung erscheint, und glaubt, daß er weiter keine Dienerschaft besitze. Wie er jedoch an Timons Wohnung vorbeikommt, bemerkt er, daß dessen Dienerschaft sehr groß ist. Sie ist gerade im Begriffe auszufahren. Der Wagen des Sekretärs ist eine prachtvolle Karosse, mit dem Rang der Diener nimmt die Eleganz der Wagen zwar ab, immerhin hat jeder einen eigenen Wagen, der Koch, der Mundschenk, bis zu dem niedrigsten Bedienten des Hauses herab. Und diese alle gebärden sich in ihnen wie große Herren, als ob sie ihr Eigentum wären, sodaß Steele halb verwundert, halb entrüstet mit den Worten schließt: *What makes these misfortunes in the affairs of Timon the more astonishing is, that he has better understanding than those who cheat him; so that a man knows not which more to wonder at, the indifferent of the master, or the impudence of the servant* (T. Nr. 9).

In dieser erdichteten Episode aus dem Leben Timons tritt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Charakter desselben bei La Bruyère deutlich hervor. Timon mag nicht viel Menschen um sich haben, er hat an einem Begleiter genug; er kümmert sich nicht um andere Menschen, auch dann nicht, wenn sie seine Diener sind und mit ihm gemeinsam leben; er will nichts mit ihnen zu tun haben und läßt es sogar ruhig geschehen, daß sie auf seine Kosten ein sehr behagliches Dasein führen. Er hat den Wunsch, möglichst abgeschlossen von der Außenwelt zu leben, mit sich allein zu sein. Neu aber ist bei Steele der Zug der schrankenlosen Freigebigkeit. Wir dürfen deshalb wohl annehmen, daß nicht La Bruyères Skizze ihm als Original für die Zeichnung des Charakters eines Misanthropen gedient hat, sondern daß sein „Timon“ eine eigene selbständige Figur ist. Steele selbst sagte späterhin, er habe bei diesem Charakter in erster Linie an seine eigene Sorglosigkeit gedacht. Sehr einleuchtend ist die Vermutung, daß sich Steele auf la Bruyère

bezog, nur, um in seiner Schilderung eine Anspielung auf einen Zeitgenossen, den Herzog von Ormond, zu verdecken, dessen Diener sich auf Kosten ihres Herrn bereichert haben sollen.[1]) Letzteres geht mit ziemlicher Gewißheit auch aus einer Stelle des G. hervor, in der Steele sich dem Tory-Blatt „The Examiner" gegenüber gegen den Vorwurf der üblen Nachrede verteidigt. Der Examiner hatte auch auf die satirische Schilderung des Lord Timon hingewiesen, worauf Steele bemerkt: *The character of Lord Timon is no odious one; and to tell you the truth, Mr. Ironside, when I writ it, I thought it more like me myself, than any other man; and if I had in my eye any illustrions persons who had the same faults with myself, it is no new, nor very criminal self-love to flatter ourselves, that what weaknesses we have, we have in common with great men. For the exaltation of style, and embellishing the character, I made Timon a lord, and he may be a very worthy one for all that I have said of him* (G. Nr. 53.).

Wenn die englischen Moralisten auch sonst nicht direkt auf La Bruyère verweisen, so ist doch wohl anzunehmen, daß dieser nicht ohne Einfluß auf ihre Zeitschriften im allgemeinen geblieben ist. La Bruyère gehört mit seinen Sammlungen von Charakterbildern, mit seinen Beobachtungen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft und mit seinen moral-philosophischen Bemerkungen, seiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit nach, zu der Klasse der französischen Moralisten. Seine kurzen Aussprüche erinnern oft an die „Maximes" des Herzogs De La Rochefoucauld und an die „Pensées" Pascals. Auch diese Autoren finden wir in den Zeitschriften verschiedentlich erwähnt. Wie Lenk nachgewiesen hat, zeigt Addison in der Entwicklung seines Programms des Sp. eine auffallende Ähnlichkeit mit den Grundsätzen, nach denen La Bruyère seine moralischen „Caractères" angelegt hat.[2]) Lenk hat dabei aber unbeachtet gelassen, daß schon dem T. eine moralische Tendenz innewohnte und daß das moralische Programm der Zeitschriften gerade von Steele aufgestellt und klar und bewußt ausgesprochen

---

[1]) vgl. Tatler, Ausg. v. Jahre 1786, Nr. 9, Anmerkung.

[2]) vgl. Lenk, S. 21 f.

worden ist. Wenn wir außerdem erwägen, daß Steele es auch ist, der La Bruyère erwähnt, während dies bei Addison, obwohl auch er das Werk des Franzosen zweifellos gekannt hat, nicht der Fall ist, so dürfen wir wohl Lenks Behauptung erweitern und sagen, daß die englischen moralischen Zeitschriften überhaupt, nicht bloß der Sp., von La Bruyère beeinflußt sind, in einem höheren Grade, als es nach den nur wenigen direkten Entlehnungen scheinen mag.

Von französischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts habe Steele, so meint Kawczynski, noch St. Evremond und Le Sage gekannt, wenn er ihre Werke auch nicht erwähne.[1]) Die Kenntnis des letzteren, dessen eigene selbständige Tätigkeit allerdings erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnt, erschließt Kawczynski aus Steeles Verwendung des hilfreichen Geistes Pacolet im T., der nur eine Kopie des „Diable boiteux" (1707) sei.[2])

Aus dem 16. Jahrhundert erwähnt Steele den Essayisten Montaigne und den gelehrten Philologen Scaliger. Montaigne sieht er, wie Kawczynski es ausdrückt, als einen Zunftgenossen an.[3]) Montaigne hat es als ein Vorrecht der Essayisten hingestellt, in ihren Abhandlungen von sich selbst sprechen zu dürfen; so will auch Steele seine Leser von der Aufnahme, welche seine Aufsätze über Sitte und Moral in der Öffentlichkeit gefunden haben, unterrichten und erzählen, was er selbst darüber gehört habe (T. Nr. 83).

Scaliger erwähnt er als Kritiker der Hirtengedichte Theokrits und Vergils; er gebe den Pastoralen Vergils den Vorzug, worin ihm Steele nicht unbedingt beistimmen kann.

Auch über die zu Anfang des 18. Jahrhunderts in England und Frankreich herrschenden philosophischen Lehren äußert sich Steele (T. Nr. 111, 135). Bei einem Vergleich der modernen „Freethinkers" mit den Philosophen des Altertums zeigt er sich als großer Verehrer der letzteren, weil sie sich über wichtige und weitragende Fragen verbreitet hätten, wie: die Schöpfung der Welt, das Walten einer göttlichen Vorsehung, die Voll-

---

[1]) vgl. Kawczynski, S. 71.

[2]) vgl. T. Nr. 11.

[3]) vgl. Kawczynski, S. 71.

kommenheit der göttlichen Natur, die Unsterblichkeit der Seele und den Zustand nach dem Tode. Den Philosophen der Alten stellt er zur Seite die großen Männer der Reformation, die gegen Götzendienst und Aberglauben kämpften. Mit leidenschaftlicher Bitterkeit aber wendet er sich gegen die Philosophen seiner Zeit, die Freidenker, die einen so unheilvollen Einfluß auf das öffentliche Leben und die öffentliche Meinung ausübten. Er nennt sie Wortklauber und Sophisten, weil es ihnen nicht um Erforschung der Grundprobleme zu tun ist, zu deren Verteidigung die Gedankenfreiheit zuerst gefordert wurde. Sie sind Ungläubige, Atheisten, die im Weltall keine höhere Macht anerkennen; Steele überschüttet sie mit Spott und Hohn. Mit Ausdrücken der Verachtung spricht er von ihnen als der Pest der Gesellschaft. In ihrer ganzen Lehre findet er nichts Nutzbringendes, sie bessert weder die Gesellschaft, noch trägt sie irgend etwas zu ihrem Glücke bei. Mit zunehmendem Alter jedoch oder in Zeiten der Sorge und Krankheit würden diese Skeptiker oft kleinmütig und bequemten sich zu den Ansichten vernünftiger Menschen. Diese Erfahrung habe er schon oft gemacht, daß solche Apostaten gegen das Ende ihres Lebens Reue über ihre Verirrungen und ihren Skeptizismus empfänden und zu dem Glauben an Gott zurückkehrten. Erwähnt Steele auch nicht, daß sein Urteil sich auch auf die Philosophen Frankreichs beziehen soll, so dürfen wir das doch aus seinem diesen Bemerkungen folgenden Beispiele schließen. Die Geschichte eines Franzosen, so sagt er, ist bekannt genug, der ein so eifriger Vorkämpfer des Unglaubens war, daß er eine ausgezeichnete Schar von Schülern um sich gesammelt hatte und in allen Teilen des Königreichs zur Verbreitung seiner Lehre umherzog. In mitten seiner erfolgreichen, phantastischen Tätigkeit wurde er krank, und seine Lage kam ihm derart zum Bewußtsein, daß er nach großen Seelenkämpfen und Gemütserschütterungen diejenigen, denen die Sorge um sein Begräbnis oblag, bat, seinen Körper in das Gewand eines Kapuziners zu kleiden, damit der Teufel nicht mit ihm davon laufen könnte; und um sich selbst die verdiente Strafe zu teil werden zu lassen, äußerte er den Wunsch, man möchte ihm einen Strick um den Hals legen als ein Zeichen jener schmachvollen Strafe

die er nach seiner eigenen Meinung so sehr verdient hatte. (T. Nr. 135.) Leider verschweigt uns Steele den Namen des französischen Philosophen, wie er denn überhaupt kein Bedenken trägt, aus der französischen Literatur im allgemeinen ohne genaue Quellenangabe Gedanken und Stoffe zu schöpfen.

Bei einer Analyse des Begriffes der Bescheidenheit führt Steele das Urteil eines französischen Schriftstellers an, welches er zu dem seinigen macht. Nachdem er hervorgehoben hat, daß man die Bescheidenheit der Frauen unterscheiden müsse von der Bescheidenheit bei Männern und beider Wesen klargelegt hat, schreibt er: *a French author says very justly, that modesty is to the other virtues in a man, what shade in a picture is to the parts of the thing represented. It makes all the other beauties conspicuous, which would otherwise be but a wild heap of colours. This shade in our actions must, therefore, be very justly applied: for if there be too much, it hides our good qualities, instead of showing them to advantage* (T. Nr. 52).

Diesen schönen Vergleich hat Steele aus La Bruyères „Caractères“ entlehnt, wo er allerdings mit weniger Worten ausgesprochen ist: *La modestie est au mérite ce que les ombres sont aux figures dans un tableau: elle lui donne de la force et du relief.* [1])

Dagegen ist es uns bisher nicht gelungen, die Quelle einer stofflichen Anleihe bei der französischen Literatur festzustellen, die Quelle einer rührenden Erzählung, die Steele einem französischen Werke entlehnt haben will (G. Nr. 150). In diesem anmutigen und poetischen Aufsatz will Steele hauptsächlich ein liebevolles, herzliches Verhältnis zwischen Eltern und Kindern preisen. Woher kommt es, führt er aus, daß die Neigung der Eltern zu ihren Kindern eine so innige ist? Wurzelt sie darin, daß die Kinder ihnen gewöhnlich sehr ähnlich sind, daß sie sich in ihren Kindern gleichsam erneuert sehen und danach trachten, sich der Zukunft zu erhalten? Oder besteht sie darin, daß die Eltern sich nach den Grundsätzen der Humanität verpflichtet fühlen, das Wesen zu ernähren und aufzuziehen, was so unmittelbar unter ihren Schutz gestellt ist und durch sie in

---

[1]) La Bruyère, Oeuvres. I. Bd. S. 60.

die Welt, auf den Schauplatz des Elends und der Not, gekommen ist. Nein! Steele sieht in dieser sich von selbst gebenden, unbewußten Liebe, die sich bei den wildesten Tieren ebenso gut findet wie bei den Menschen, das Walten der göttlichen Vorsehung, die im außergewöhnlichen Maße die ganze Welt beschützt und mit ihrer Liebe umfaßt. Seine Erzählung, die eine solche unbewußte Verwandtschaft der Seelen zum Ausdruck bringt, hat er den Memoiren eines französischen Edelmannes entnommen: *The memoirs of a certain French nobleman, which now lie before me, furnish me with a very entertaining instance of this secret attraction implanted by Providence in the human soul.* Dieser französische Edelmann, der durch allerlei Wechselfälle viele Jahre lang von seiner Familie getrennt worden war, traf auf seinen Reisen zwei junge Menschen, ein Mädchen und einen Jüngling, von denen er sich wunderbar angezogen fühlte und in denen er schließlich auch wirklich seine Kinder umarmen durfte.

An diesen Abschnitt möchten wir noch Steeles Urteil über die bildende Kunst in Frankreich anfügen. Nur einmal äußert er sich über derartige künstlerische Bestrebungen der Franzosen und zwar über die französische Malerei. In der letzten Sp. Nummer spendet er der heimischen Malerei oder wenigstens einem Zweig derselben, der Portraitmalerei, Lob. Er scheint zu seinen Ausführungen durch die Gründung der Malerakademie in London veranlaßt worden zu sein. Zunächst spricht er seine Ansicht über die Malerei im allgemeinen aus: Sie ist eine Kunst von großem Umfange, so umfangreich, daß kein Sterblicher sich in allen Arten derselben auszeichnen kann; es ist genug, wenn es jemand gelingt, in irgend einem Zweige dieser Kunst etwas Vortreffliches zu leisten, sei es in der Portraitmalerei, in der Historienmalerei, sei es in der Landschaftsmalerei u. s. w. Noch niemand zeichnete sich in allen Zweigen dieser Kunst aus. Steele kommt von hier aus leicht zu der Behauptung, daß sogar einzelne Länder sich nur in bestimmten einzelnen Zweigen der Malerei auszeichneten: *Italy may have the preference of all other nations for history-painting; Holland for drolls, and a neat finished manner of working; France for gay, janty, fluttering pictures; and England for portraits* (Sp. Nr. 555).

Wenn wir uns an das Urteil Addisons über die Malerei der Franzosen (Sp. Nr. 83 u. o. S. 39) erinnern, so bemerken wir eine vollkommene Übereinstimmung mit dem Urteil Steeles. Für England erhebt Steele Anspruch auf den ersten Platz in der Portraitmalerei. Er fügt ausdrücklich hinzu, daß auf diesem Gebiete weder französische noch italienische Maler irgend eine Rolle in England gespielt, geschweige denn einen Einfluß ausgeübt hätten. Die Ehre der hohen Vervollkommnung dieser Kunst in England nimmt er für seine Nation in Anspruch; er kann daher allen, die sich hierin vervollkommnen wollen, Holländern, Franzosen, Italienern, Deutschen u. s. w. nur den Besuch Englands anraten. Auch Sir Gottfried Kneller, der gegenwärtige Präsident der Malerakademie, von Geburt ein Deutscher, habe sich erst in England vervollkommnet.

b) Die literarische Kritik Addisons.

Addisons Kritik der französischen Literatur ist weit reichhaltiger und tiefer dringend als die Steeles, und seine Anspielungen auf die Werke der Franzosen sind viel zahlreicher. Hatte er sich während seines zehnjährigen Aufenthalts im Magdalen College zu Oxford (1689—1699) eifrig dem Studium der lateinischen Sprache gewidmet und hatte ihn die Lektüre des Horaz, Ovid, Vergil und Juvenal besonders stark angezogen, so brachte es seine Reise nach Frankreich im Sommer 1699 mit sich, daß er sich nun auch in die Sprache und Literatur der Franzosen vertiefte. Wie wir ihn als einen ausgezeichneten und klaren Beobachter ihres nationalen Charakters und ihrer nationalen Sitten kennen gelernt haben, werden wir jetzt sehen, daß er auch ihre Literatur mit gleichem Fleiße studiert hat. Er zeigt eine umfassende Kenntnis aller bedeutenderen Autoren des klassischen Jahrhunderts der französischen Literatur, sowohl der Dramatiker, wie auch der Kritiker und Philosophen; seine Belesenheit in den Autoren muß eine erstaunliche gewesen sein, wenn wir uns vor Augen führen, in wie reichem Maße er sie zitiert, sei es, um ihnen Lob zu spenden, sei es, um sie zu berichtigen oder zu tadeln, oder sei es auch nur, um ihnen

eine Anekdote zur Belehrung und Besserung seiner Leser zu entnehmen.

Ähnlich wie Steele kündigt sich Addison in einer T. Nummer (T. Nr. 165) als literarischen Kritiker an; zugleich macht er uns mit den Anforderungen, die er an diese Art von Gelehrten stellt, bekannt. Er verlangt von einem Kritiker eine ausgedehnte Gelehrsamkeit, daß er in den Sinn und die Seele eines Autors eindringen müsse, nicht aber sich mit einigen wenigen Regeln begnüge, mit denen er gleichsam wie mit mechanischen Instrumenten die Werke eines Autors zerlegt. Seine Schilderung des Aussehens eines solchen Kritikers klingt humoristisch-satirisch. Er fordert vor allem, daß ein jeder Kritiker auch wirklich auf die Werke des Horaz und Vergil selbst zurückgehe und sich seine Bildung nicht aus zweiter Hand, aus den Schriften der Franzosen Rapin oder Le Bossu, welche in England das höchste Ansehen genossen, hole. Solche kleinen Kritiker, die nichts zu beurteilen wagen, für das sie nicht einen französischen Autor als Gewährsmann anzuführen wissen, gelten in seinen Augen nichts. Ähnlich und ebenso ausführlich sind noch seine Bemerkungen im Sp. (Nr. 291, 592) über die Anforderungen, die an einen Kritiker zu stellen sind. Einen Kritiker ohne Kenntnis der griechischen und lateinischen Schriftsteller, für die Addison eine hohe Verehrung zeigt, weist er von vorn herein als nicht maßgebend zurück. Es würde ihn wenig kümmern, wenn solche seiner Leser ihn verurteilen würden, die nur mit den französischen und italienischen Kritikern bekannt sind. Er findet es absurd, daß die Kenntnis einiger den französischen Autoren entnommenen Regeln, mit einem gewissen hochtrabenden Ausdruck vorgetragen, einem ungebildeten schwerfälligen Schreiber das Ansehen eines scharfsinnigen und gefürchteten Kritikers verschaffen konnten.

Daß Addison die Geistesprodukte der Alten höher einschätzte als die der neuen Zeit und daß er unter den Modernen wiederum die Engländer über die Franzosen stellt, läßt er uns in einer seiner beliebten Visionen erkennen: Er sieht sich im Traume im Besitz einer goldenen Wage, die ihm über den wahren Wert der verschiedensten, von der Welt am höchsten

geschätzten Dinge Aufschluß gibt. Bei seinen Experimenten findet er auch, daß ein alter griechischer oder römischer Schriftsteller eine ganze Bibliothek moderner Autoren aufwiegt und daß ein englischer Oktavband oft schwerer wiegt als ein französischer Foliant (Sp. Nr. 463).

Wie wendet nun Addison seine in erster Linie auf die Anschauungen des Altertums sich gründenden Regeln auf die moderne Literatur an und wie stellt er sich dabei zu den Erzeugnissen der französischen Literatur?

Die 39. Nummer des Sp. widmet Addison einer Abhandlung über die Tragödie. Das Wesen der Tragödie definiert er nach Seneca: „Ein tugendhafter Mensch im Kampfe mit dem Unglück ist ein Schauspiel, auf das die Götter mit Vergnügen schauen können; und solch ein Vergnügen ist es, das wir in der Darstellung einer gut geschriebenen Tragödie genießen. Zerstreuungen dieser Art verbannen aus unseren Gedanken alles, was gemein und kleinlich ist. Sie erziehen und pflegen jene Humanität, die der Schmuck der menschlichen Natur ist. Sie beugen den Trotz, lindern das Elend und unterwerfen den Geist der Fügung des Himmels“. Addison gibt der modernen Tragödie den Vorzug vor der alten in der kunstvollen Anlage der Fabel, bedauert jedoch, daß sie in moralischer Hinsicht der alten an Vollkommenheit sehr nachstehe. Was dann speziell die englische Tragödie angeht, für die er aus denselben Gründen den „blank verse“ empfiehlt, wie Aristoteles, der Leitstern seiner Kritik, den jambischen Vers für die griechische, so weist sie besonders einen bedenklichen Mangel auf: Addison vermißt in ihr allzu oft hohe und wahre Gedanken. Ihre Sprache sei wohl oft edel und wohlklingend, aber ihre Gedanken seien entweder unbedeutend oder gewöhnlich, deshalb stellt er für die englische Tragödie die Tragödien der Alten und besonders auch die Schöpfungen Corneilles und Racines als Muster hin: *On the contrary, in the ancient tragedies, and indeed in those of Corneille and Racine, though the expressions are very great, it is the thought that bears them up and swells them.* Addison sympathisiert mit der dramatischen Richtung seiner Zeit durchaus nicht; er zieht ihr die Werke der französischen Klassiker, die in eine schöne und edle Sprache große und er-

habene Gedanken, wahre und unverfälschte Empfindungen kleiden, vor.

Auch die englische Bühne möchte Addison nach französischem Muster umgestaltet wissen (Sp. Nr. 42, 44). Er weist verschiedene Mißstände auf ihr nach. Mit Aristoteles ist er wieder der Ansicht, daß bei einem Trauerspiel Furcht und Mitleid bei der Zuhörerschaft erweckt werden müssen und zwar durch wahre Empfindungen und natürlichen Ausdruck, nicht aber, wie es so oft geschehe, durch lächerliche äußere Hilfsmittel, wie durch die auffallenden Gewänder der Schauspieler und die Dekorationen der Bühne. Wenn er es schon nicht billigt, daß ein Autor durch Donner Schrecken, durch Verdunklung der Bühne eine melancholische Stimmung beim Publikum hervorrufen will, so erscheinen ihm doch als die lächerlichsten Kunstgriffe die, welche die Zuhörer mit einer großen Meinung von den auftretenden Personen erfüllen sollen: wenn z. B. zu diesem Zwecke ein „Held“ mit einem großen Federbusche auf dem Kopfe, oder eine Königin immer mit einem großen Anhang von Personen, die ja viel mehr die Aufmerksamkeit der Zuschauer von ihr ablenken, auf der Bühne erscheint. Die Einrichtung der französischen Bühne sagt Addison mehr zu, weil auf ihr die Könige und Königinnen immer ohne größere Begleitung erschienen. Weiter wendet er sich gegen den Gebrauch von Trommeln und Trompeten, gegen das „Hurrah“-Rufen auf der Bühne und stellt auch hier die ruhige französische Bühne als nachahmenswert hin.

Zu den Mitteln, Schrecken und Furcht zu erregen, gehörten zu Addisons Zeit neben Blitz und Donner die Geistererscheinungen und in nicht geringem Maße der Mord auf der Bühne. Während er die Geistererscheinungen nicht nur für ein entschuldbares, sondern unter Umständen sogar für ein sehr geeignetes Mittel der dramatischen Kunst hält und das Erscheinen des Geistes im „Hamlet“ als ein Meisterstück in seiner Art bezeichnet, verwirft er den Mord auf der Bühne als geschmacklos und barbarisch. Er muß einigen französischen Kritikern Recht geben, wenn sie aus dem auf der englischen Bühne so häufig vorkommenden Morden und Schlachten den Schluß ziehen, daß die Engländer ein grausames Gemüt be-

säßen und Wohlgefallen am Blutvergießen fänden.[1]) Die Leichen sollen von der Bühne, Dolche, Folterinstrumente und Giftbecher aus den Garderoberäumen verschwinden. Lassen sich Mordtaten und Grausamkeiten in einem Stücke nicht vermeiden, so sollen sie wenigstens hinter der Scene ausgeführt werden wie bei den Franzosen, und wie es den Sitten eines fein gebildeten Volkes entspricht. Er verweist als ein Musterbeispiel auf die Orestie des Sophokles, wo die Ausführung der Rache des Orestes an seiner Mutter hinter die Bühne verlegt ist. In diesem letzten Punkte jedoch weist er den Franzosen eine Verkehrtheit nach, die er für ebenso lächerlich hält wie die Mißstände entgegengesetzter Art auf der englischen Bühne: Er meint die Art und Weise der Ausführung des Mordes, den in Corneilles „Horace‘, der Horatier an seiner Schwester Camilla begeht. Um die Kritik Addisons verstehen zu können, ist es notwendig, sich die Scenen zu vergegenwärtigen. Der letzte Horatier hat nach schwerem Kampfe die drei Curiatier nach einander überwunden; stolz und siegesbewußt kehrt er heim, um den Dank seines Volkes und seiner Familie für die Rettung Roms zu empfangen. Statt dessen wünscht seine Schwester Camilla, die unter den Erschlagenen ihren Geliebten betrauert, ihm und Rom den Untergang:

Rome, l'unique objet de mon ressentiment!
Rome à qui vient ton bras d'immoler mon amant!
Rome qui t'a vu naître et que ton cœur adore!
Rome enfin que je hais parce qu'elle t'honore!
Corneille, Horace, IV, 5.

Durch diese Worte wird der Zorn des Horatius, der sein Rom über alles liebt, aufs höchste entfacht, sodaß er seine Schwester erschlägt, nicht aber in der ersten Aufwallung des Zornes auf der Bühne, sondern die Bühnenanweisung Corneilles schreibt vor, daß er seine Schwester über die ganze Bühne mit dem Dolch in der Hand und den Worten:

C'est trop, ma patience à la raison fait place
Va dedans les enfers plaindre ton Curiace.

verfolgen muß und sie erst hinter der Bühne erstechen darf. Addison meint hingegen, wenn irgend etwas eine so brutale

[1]) U. a. kann Addison hier St. Evremond in Erinnerung haben, der sich in diesem Sinne über die englische Bühne äußert: vgl. St. Evremond, Oeuvres, Bd. III, S. 148 und VI, CXXI.

Handlungsweise hätte entschuldigen können, dann wäre es der unmittelbare Mord auf der Bühne gewesen, bevor noch die Gefühle der menschlichen Natur oder der Verstand in dem leidenschaftlichen Gemüte des Horatius hätten Platz finden können. So aber erscheint ihm der Mord unnatürlich, weil er mit kaltem Blute ausgeführt zu sein scheine: *I must confess, had he murdered her before the audience, the indecency might have been greater; but as it is, it appears very unnatural, and looks like killing in cold blood* (Sp. Nr. 44).

Die Franzosen hätten in diesem Punkte die Regeln des Horaz mißverstanden oder zu sehr verfeinert. Es sei gar nicht die Absicht des Horaz gewesen, jegliche Art des Todes von der Bühne zu verbannen, sondern nur solche Mordtaten, die zu viel Grausamkeit zeigten, und mit Rücksicht auf das Publikum besser hinter der Szene ausgeführt würden.

Auch für das Epos nimmt Addison die von Aristoteles aufgestellten und von den Franzosen übernommenen Regeln im allgemeinen an. Wir müssen hier sagen im allgemeinen; denn wie wir später noch sehen werden, hat Addison an den Lehren, die von den Franzosen, hauptsächlich von Le Bossu, über das Epos aufgestellt wurden, doch dieses und jenes auszusetzen. In seiner berühmten, epochemachenden Kritik von Miltons „Paradise Lost", die nicht weniger als 18 Nummern im Sp. umfaßt und die eine starke Anregung zur Lektüre des vernachlässigten Dichters gab, sagt er u. a.: *Aristotle observes, that the fable of an epic poem should abound in circumstances that are both credible and astonishing, or, as the French criticks choose to phrase it, the fable should be filled with the probable and the marvellous. This rule is as fine and just as any in Aristotle's whole art of poetry* (Sp. Nr. 315).

Nach diesen Gesichtspunkten hin betrachtet hält Addison Miltons Werk für ein Meisterstück der epischen Dichtung. Besonders in den Vergleichen Miltons und Homers erkennt er hohe poetische Schönheiten und betont gerade dies um so nachhaltiger, weil ungebildete Leser, die ihren Geschmack an den gekünstelten Vergleichungen und spitzfindigen Wendungen der zahlreichen modernen kleinen Dichter gebildet hätten, bei Milton und Homer diese hohen überraschenden Schönheiten

nicht zu erkennen vermöchten. Für einen Mann von solch verdorbenem Geschmack hält Addison den Franzosen Charles Perrault (1628—1703), der sich bemüht habe, mehrere Vergleiche Homers ins Lächerliche zu ziehen, indem er sie als „Vergleiche mit langen Schwänzen“ (*comparaisons à longue queue*) bezeichnete. In der Tat erklärt Perrault in seinem Werke „Paralelle des Anciens et des Modernes“ (1688 ff.), in welchem er den Nachweis zu liefern sucht, daß die Leistungen seiner Zeit auf allen Gebieten die des Altertums übertreffen, daß jene Vergleiche bei Homer, bei welchen der Dichter, nicht zufrieden damit, präzis das auszudrücken, was zum Vergleich notwendig ist, noch nebensächliche Dinge hinzufügt, ihm durchaus mißfallen.[1]) Er führt einige solche Vergleiche aus Homer an und gebraucht zu ihrer Charakterisierung den oben erwähnten Ausdruck. Gegen diese Auffassung Perraults führt Addisson Boileaus Ansicht ins Feld, die derselbe 1693 in seinen „Reflexions critiques“ (Nr. 6) als Entgegnung auf Perraults Bemerkungen niedergelegt hat.[2]) Addison bringt eine wörtliche Übersetzung der betreffenden Stelle Boileaus, pflichtet seiner Ansicht rückhaltlos bei, indem er noch besonders hervorhebt, daß Boileau als allgemein anerkannten Grundsatz die These aufstelle, es sei in der Dichtung nicht nötig, daß die einzelnen Punkte eines Vergleiches einander genau entsprächen, sondern daß eine allgemeine Ähnlichkeit genüge und daß eine allzu peinliche Genauigkeit in dieser Hinsicht nach einem Rhetoriker oder Epigrammatiker aussähe (Sp. Nr. 303). Ohne weitere kritische Bemerkungen gibt uns Addison Peraults Stellung zu einer anderen Eigenschaft der Epen Homers wieder. Addison hebt hervor, daß die Gedanken und Empfindungen, welche in einem Epos zum Ausdruck gebracht werden, natürlich und wahr, zugleich aber edel und erhaben sein müssen. Unnatürliche und affektierte Empfindungen dürfen ebenso wenig in einem Epos vorkommen wie niedrige und gewöhnliche Gedanken. Wegen der allzu großen Einfachheit seiner Gedanken nun habe Homer

---

[1]) vgl. Perrault, Paralelle des Anciens et des Modernes, Nouvelle Edition, Amsterdam 1693; Bd. II., S. 40 ff.

[2]) vgl. Boileau, Oeuvres Complètes, par Edouard Fournier, Paris 1882; Réflexions VI. S. 294 ff.

vielen Kritikern Veranlassung zum Tadel gegeben, u. a. auch Perrault: *Zoilus, among the ancients, and Monsieur Perrault, among the moderns, pushed their ridicule very far upon him, on account of some such sentiments* (Sp. Nr. 279).

Addison hingegen entschuldigt die schlichte Einfachheit der Gedanken Homers mit der Einfachheit des Zeitalters des Dichters.

Auch über die Anwendung des Reimes in der Poesie spricht sich Addison ausführlich aus. In seiner Abhandlung über die Tragödie (Sp. Nr. 39) hatte er für diese den Blankvers als das geeignetste Metrum gefordert; in Nr. 60 des Sp. wendet er sich mit scharfen Worten gegen die Reim-Spielerei der Franzosen. Er hebt hervor, daß der Reim bei ihnen lange Zeit sehr beliebt gewesen sei und daß es als ein Zeichen ganz besonderer poetischer Begabung gegolten habe, wenn ein Dichter nach einer möglichst komplizierten Liste von Reimwörtern Verse zu machen verstanden habe. Diese Sitte berechtigt ihn zu dem Urteil: *I do not know any greater instance of the decay of wit and learnnig among the French (which generally follows the declension of empire) than the endeavouring to restore this foolish kind of wit.* Er verweist auf den neuen „Mercure Gallant", der alle Monate solche Listen von Reimwörtern veröffentliche, und führt auch die Liste vom letzten November im Sp. an. Weiter gibt er seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie ein „so gelehrter Mann" wie Menage über diese Tändelei ganz ernsthaft spräche: *Monsieur de la Chambre has told me, that he never knew what he was going to write when he took his pen into his hand; but that one sentence always produced another. For my own part, I never knew what I should write next when I was making verses. In the first place I got all my rhymes together, and was afterwards perhaps three or four months in filling them up. I one day shewed Monsieur Gombaud a composition of this nature, in which among others I had made use of the four following rhymes: Amaryllis, Phyllis, Marne, Arne, desiring him to give me his opinion of it. He told me immediately, that my verses were good for nothing. And upon my asking his reason, he said, because the rhymes are too common; and for that reason easy to be put into verse. Marry, says I, if it be so,*

I am very well rewarded for all the pains I have been at. But by Monsieur Gombaud's leave, notwithstanding the severity of the criticism, the verses were good. Addison fügt hinzu, daß er die Stelle aus den „Menagiana" wörtlich übersetzt habe, und fährt dann in seiner vernichtenden Kritik fort: *The first occasion of these „Bouts-Rimez" made them in some manner excusable, as they were tasks which the French Ladies used to impose on their lovers. But when a grave author, like him abovementioned, tasked himself, could there be any thing more ridiculous? Or would not one be apt to believe that the author played booty, and did not make his list of rhymes till he had finished his poem? I shall only add, that this piece of false wit has been finely ridiculed by Monsieur Sarasin, in a poem intitled, „La Defaite des Bouts-Rimez, The Rout of the Bouts-Rimez."*

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über verschiedene Dichtungsgattungen gehen wir zu den einzelnen französischen Autoren über, die Addison in den Zeitschriften zitiert und deren Werke er zum Teil kritisch beleuchtet.

Von Schriftstellern des 16. Jahrhunderts findet nur der Essayist Michel de Montaigne (1533—1592) Erwähnung. Über ihn äußert sich Addison zweimal, im Sp. Nr. 476 und Nr. 562. An ersterer Stelle unterscheidet Addison Aufsätze, die nach einem bestimmten Plane, nach einer im Geiste vorher festgelegten Methode niedergeschrieben sind, von solchen, die nach der Stimmung und Eingebung des Augenblicks, so plötzlich, wie die Gedanken dem Schriftsteller gerade gekommen sind, aufgezeichnet wurden, den sogenannten Essays. Seneca und Montaigne sind nach Addisons Meinung Muster von Essayisten, während er als Vertreter der methodischen Schriftsteller Cicero und Aristoteles anführt. Die unmethodischen Schriften der Essayisten vergleicht er mit einer Wildnis voll Schönheiten und Überraschungen, die einem aber doch nur einen verwirrten Eindruck hinterlasse, methodische, wohlüberlegte Abhandlungen dagegen mit einer sorgfältig angelegten Plantage, die man mit Genuß überblicken könne. Da er Montaigne als berühmten Essayisten hinstellt, so muß auch auf ihn das allerdings nicht rückhaltlose Lob bezogen werden, das er über die Meister dieser

Gattung im allgemeinen ausspricht: *Irregularity and want of method, are only supportable in men of great learning or genius, who are often too full to be exact, and therefore choose to throw down their pearls in heaps before the reader, rather than be at the pains of stringing them* (Sp. Nr. 476).

In der zweiten Abhandlung (Nr. 562), die den Gedanken ausführt, daß man nicht zu viel von sich selbst reden soll, tadelt Addison mit scherzenden Worten eine Charaktereigenschaft Montaignes, die sich immer wieder in seinen Essays spiegele, seinen schrankenlosen Egoismus. Addison wendet sich in diesem Aufsatze gegen die Egoisten im allgemeinen, indem er zugleich die Entstehung des Wortes „egotism" erklärt. Der Ausdruck sei im Altertum noch nicht vorhanden gewesen, er verdanke seine Einführung den Mitgliedern von Port-Royal, den Jansenisten. Sie, deren Kreis die gelehrteste und bescheidenste Gesellschaft in ganz Frankreich bilde, vermieden es, in ihren Werken in der ersten Person zu sprechen, in dem Glauben, daß dies mit Recht als Ruhmrederei und Eigendünkel angesehen werde. Um ihre Abneigung gegen diese Ausdrucksweise zu zeigen, brandmarkten sie diese Art des Schreibens mit der Bezeichnung „Egoismus". Für den heftigsten Egoisten hält Addison den Kardinal Wolsey, der die Wendung gebrauchte: „Ich und mein König", für den bedeutendsten aber, der je lebte, den Essayisten Montaigne. Dieser alte Gascogner, sagt er, hat alle seine Schwächen in seine Werke hineinverwoben, und nachdem er von den Fehlern oder Tugenden anderer Menschen gesprochen hat, erzählt er der Welt sogleich, wie es mit ihm selbst in diesem Punkte aussehe. Hätte er dies Geplauder über seine eigene Person unterlassen und seine Schwächen geheim gehalten, dann möchte er wohl später für einen besseren Menschen gegolten haben, würde aber nicht ein so interessanter und unterhaltender Schriftsteller gewesen sein. Der Titel eines seiner Essays könne auf eine Abhandlung über Vergil oder Cäsar schließen lassen, bei genauerem Zusehen aber bekämen wir mehr über Monsieur Montaigne selbst als über jene zu hören. Diese Sucht, sich immer in den Vordergrund zu stellen und immer von sich selbst zu reden, habe schon ein Franzose selbst, der jüngere Scaliger, an Montaigne getadelt. Aus Addisons

eigener Kritik geht hervor, daß ihm die allerdings ganz unenglische Selbstbloßstellung Montaignes nicht sympathisch war, er schließt seine Bemerkungen mit einem spöttischen Ausspruch Scaligers, der nach seiner Meinung kein Verehrer Montaignes gewesen ist. Dieser große Philologe habe einmal ausgerufen: *La grande fadaise de Montaigne, qui a escrit qu'il aimoit mieux le vin blanc — que diable a-t-on à faire de sçavoir ce qu'il aime?*[1])

Bei dieser Gelegenheit kann Addison nicht umhin, gegen eine bestimmte Klasse von Egoisten, die Memoirenschreiber, seine tödliche Abneigung zum Ausdruck zu bringen; er sagt von ihnen dasselbe wie Steele im T., nämlich, daß sie nirgends als in ihren eigenen Werken erwähnt würden.

Den Essays Montaignes selbst haben die Zeitschriften nur wenig entnommen, Steele und Addison überhaupt nichts. Pope zitiert sie einmal in einem zum G. beigesteuerten Aufsatz über die Behandlung von Tieren, wovon später noch die Rede sein wird.

Viel zahlreicher sind Addisons Hinweise auf die Autoren des 17. Jahrhunderts. Kurze Anspielungen, Zitate, Entlehnungen oder auch kritische Bemerkungen über ihre Werke und Lehren finden wir in reichlichem Maße über die Zeitschriften verstreut.

Wie dem Aristoteles und Longinus unter den Griechen, Horaz und Quintilian unter den Römern, so zollt Addison auch Boileau und anderen berühmten französischen Kritikern warme Anerkennung. Sie alle hält er für wahre Kritiker, von denen sich die Mehrzahl der englischen Kritiker sehr unvorteilhaft unterscheide (Sp. Nr. 592). Boileau nennt er in einer Abhandlung über Entstehung und Entwicklung der Fabel den korrektesten Dichter unter den Modernen, er bezieht sich auf ihn und das Wissen seiner Zeit, um darzutun, daß die Fabeldichtung ihre höchste Blüte stets erreicht habe in einer Zeit höchster Gelehrsamkeit. So sei es zur Zeit des Horaz, des größten Ge-

---

[1]) Diese Bemerkung Scaligers ist zu lesen in: Scaligerana ou Bons Mots, Rencontres Agréables et Remarques Indicieuses et Sçavantes de J. Scaliger avec des Notes de Mr. Le Fevre et de Mr. de Colomies. A Amsterdam 1645; S. 269. Nach den Angaben dieser Sammlung stammen die letzten Worte: „que diable a-t-on à faire de sçavoir ce qu'il aime" übrigens nicht von Scaliger her, sondern wurden von Monsieur Du Puy (Claude du Puy 1545—1594) hinzugefügt.

lehrten und Kritikers im Zeitalter des Augustus gewesen, wie auch zur Zeit Boileaus, wo Lafontaine durch seine Fabeln berühmter geworden sei als irgend ein anderer Dichter oder Schriftsteller seiner Zeit (Sp. Nr. 183).

Boileaus ausgedehntes Wissen und umfassende Gelehrsamkeit hat Addison überhaupt an vielen Stellen ohne Neid anerkannt. Er war während seines Aufenthaltes in Paris persönlich mit Boileau bekannt geworden. Er hatte bei ihm eine freundliche Aufnahme gefunden, und seine Sammlung lateinischer Gedichte, seine ersten Versuche in der Poesie, war von dem großen Kritiker günstig beurteilt worden. Boileau, der Patriarch der Poesie und Kritik am Schlusse des klassischen Jahrhunderts der französischen Literatur, galt als der erste literarische Gesetzgeber nicht bloß seines Vaterlandes, sondern ganz Europas. An seiner Kritik hat sich auch Addison gebildet, er verweist in seinen Aufsätzen häufig auf seine Lehren und Werke, wobei es freilich nicht ganz ohne Opposition gegen die Ansichten des berühmten Franzosen abgeht.

In einer Abhandlung über die Begriffe *„wit and judgement“* stellt Addison die Ansichten englischer und französischer Schriftsteller einander gegenüber (Sp. Nr. 62). Er geht von John Locke aus, der den „Witz“ definiert als das Auffinden der Ähnlichkeit zwischen Gedanken, wodurch eine angenehme Überraschung hervorgerufen werde: *Wit lying most in the assemblage of ideas, and putting those together with quickness and variety, wherein can be found any resemblance or congruity, thereby to make up pleasant pictures and agreeable visions in the fancy.* Addison führt Lockes Erklärung von „wit und judgement“ wörtlich an und hält sie für die beste und am meisten philosophische. Die eben genannte Art des Witzes bezeichnet Addison mit dem Ausdruck „wahrer Witz“ (*true wit*) im Gegensatz zu dem „falschen Witz“ (*false wit*), der es mit der Ähnlichkeit von Lauten, Silben, Worten und Sätzen zu tun hat, und im Gegensatz zu dem „gemischten Witz“ (*mixt wit*), der teils durch die Ähnlichkeit von Gedanken und teils durch die von Worten u. s. w. entsteht. In der Anwendung des „gemischten Witzes“ zeichnen sich nach Addison besonders Cowley und Waller aus, während Dryden ihn nur wenig gebraucht habe und Milton

und Spenser darüber erhaben seien. Die Italiener hätten in ihrer epischen Poesie auch reichliche Verwendung des „mixt wit"; der nach den klassischen Dichtern gebildete Boileau aber habe ihn immer mit Verachtung zurückgewiesen. Hiermit hat Addison den Übergang zu den Ansichten der Franzosen gefunden. Boileau in seinen Prosa- und Versdichtungen und vor allem der Pater Bouhours (1628—1702), den Addison für den tiefdringendsten aller französischen Kritiker hält, hätten sich bemüht zu zeigen, daß Gedanken nur schön sein könnten, wenn sie wahr (*just*) seien und ihre Grundlage in der Natur der Dinge hätten, kurz, daß die Basis alles Witzes die Wahrheit sei und daß kein Gedanke wertvoll sei, in dem sich nicht der gesunde Menschenverstand offenbare. Addison führt hier mit einigen Sätzen das Urteil von Bouhours an und begnügt sich in bezug auf Boileau mit der Bemerkung, daß er derselben Ansicht sei wie Bouhours. Ihre Ausführungen zeigen auch wirklich eine frappante Ähnlichkeit. Was zunächst Bouhours anbetrifft, so finden wir seine Darlegungen in seinem Werke: La Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit (1687). Das Werk besteht aus Dialogen, in denen Bouhours zwei Kenner der Literatur, Eudoxe und Philante, sich über die „Art des Denkens" unterhalten läßt. Während Philante die Griechen und Römer nicht so hoch stellt wie die Spanier und Italiener, zeigt Eudoxe, in dem wir Bouhours selbst zu sehen haben, eine hohe Wertschätzung des Altertums, besonders des Zeitalters des Augustus, das für ihn das Jahrhundert des guten Geschmacks *(siècle du bon sens)* ist. Cicero, Vergil, Livius und Horaz sind seine Größen.[1]) Nach kurzer Rede und Gegenrede faßt Bouhours seine Meinung dahin zusammen: *Quoi-qu'il en soit, continua Eudoxe, je voudrois que les pensées ingénieuses qui entrent dans les ouvrages de prose ou de vers, fussent comme celles d'un grand Orateur dont Ciceron parle, lesquelles étoient si saines et si vraies; si surprenantes et si peu communes; enfin si naturelles et si éloignées de tous ces brillans qui n'ont rien que de frivol et de puéril. Car enfin pour vous dire un peu par ordre ce que je pense là-dessus; la vérité est la première qualité, et comme le*

---

[1]) vgl. Bouhours, La manière de bien penser, Haye 1739; S. 1 f.

fondement des pensées: les plus belles sont vicieuses; ou plutôt celles qui passent pour belles, et qui semblent l'être, ne le sont pas en effet, si ce fonds leur manque.[1])

Um die große Ähnlichkeit zwischen den Ausführungen Bouhours' und den nun folgenden Boileaus besser hervortreten zu lassen, mögen hier noch Bouhours' Schlußworte des ersten Dialogs Platz finden. Eudoxe belehrt Philante in folgender Weise: *Les pensées à force d'être vrayes, sont quelquefois triviales; et pour ce sujet Ciceron loüant celles de Crassus, aprés avoir dit qu'elles sont si saines et si vrayes, ajoûte qu'elles sont si nouvelles, et si peu communes; c'est-à dire, qu'outre la vérité qui contente toûjours l'esprit, il faut quelque chose qui le frappe, et qui le surprenne. Je ne dis pas que toutes les pensées ingénieuses doivent être aussi nouvelles que l'étoient celles de Crassus, il seroit difficile de ne rien dire qui ne fût nouveau: c'est assez que les pensées qui entrent dans les ouvrages d'esprit, ne soient point usées: que si l'invention n'en est pas tout à fait nouvelle, la maniere dont on les tourne le soit au moins, ou que si elles n'ont pas la grace de la nouveauté, même dans le tour, elles ayent je ne sçay quoy en elles-mêmes qui donne de l'admiration et du plaisir.*[2])

Genau dieselben Gedanken spricht Boileau aus, auf den Addison außer an dieser Stelle auch noch im Sp. Nr. 253 in ähnlichem Zusammenhange ausführlicher hinweist. Addison nimmt die Meinung Boileaus an, daß „Witz und die Kunst des feinen Stils" (*wit and fine writing*) nicht so sehr in dem Hervorbringen neuer Dinge bestehen, sondern vielmehr darin, schon bekannten Dingen ein angenehmes, schönes Gewand zu geben. Hierüber hat sich Boileau in der Vorrede zur Ausgabe seiner Werke vom Jahre 1701, der letzten von ihm selbst besorgten, wie folgt, geäußert: *Un ouvrage a beau être approuvé d'un petit nombre de connaisseurs, s'il n'est plein d'un certain agrément et d'un certain sel propre à piquer le goût général des hommes, il ne passera jamais pour un bon ouvrage, et il faudra à la fin que les connaisseurs eux-mêmes avouent qu'ils se sont trompés en lui donnant leur approbation.*

---

[1]) Bouhours, ibid.; S. 7.
[2]) Bouhours, S. 58 f.

Que si on me demande ce que c'est que cet agrément et ce sel, je répondrai que c'est un je ne sais quoi qu'on peut beaucoup mieux sentir que dire. A mon avis, néanmoins, il consiste principalement à ne jamais présenter au lecteur que des pensées vraies et des expressions justes. L'esprit de l'homme est naturellement plein d'un nombre infini d'idées confuses du vrai, que souvent il n'entrevoit qu'à demi; et rien ne lui est plus agréable que lorsqu'on lui offre quelqu'une de ces idées bien éclaircie et mise dans un beau jour. Qu'est-ce qu'une pensée neuve, brillante, extraordinaire? Ce n'est point, comme se le persuadent les ignorants, une pensée que personne n'a jamais eue, ni dû avoir: c'est, au contraire, une pensée qui a dû venir à tout le monde, et que quelqu'un s'avise le premier d'exprimer. Un bon mot n'est bon mot qu'en ce qu'il dit une chose que chacun pensait, et qu'il la dit d'une manière vive, fine et nouvelle.[1])

Boileau erläutert nun an zwei Beispielen seine eben aufgestellte Behauptung und führt noch weiter aus, daß Wahrheit der Gedanken und Schönheit des Ausdrucks einem Literaturwerke beim Publikum eine freundliche Aufnahme verschaffen und dessen Bewunderung hervorrufen müssen.

Auch in den kritischen Bemerkungen zu der Schrift des Longinus Περὶ ὕψους spricht Boileau, wenn auch mit anderen Worten, dieselben Gedanken aus. Addison beruft sich im G. Nr. 117 auf eine Stelle dieser „Réflexions Critiques" und stimmt Boileau vollkommen bei. Es handelt sich um die Definition des „Erhabenen", des wahrhaft „Schönen", die bei Boileau lautet: *Le sublime est une certaine forme de discours propre à élever et à ravir l'âme, et qui provient ou de la grandeur de la pensée et de la noblesse du sentiment, ou de la magnificence des paroles, ou du tour harmonieux, vif et animé de l'expression; c'est-à-dire d'une de ces choses, regardée séparément, ou, ce qui fait le parfait sublime, de ces trois choses jointes ensemble.*[2])

Diese Definition, zu der Boileau durch die mangelhafte Auffassung des Erhabenen bei Longinus veranlaßt

---

[1]) N. Boileau, Oeuvres Complètes, par M. Édouard Fournier, Nouvelle Édition; Paris 1882, S. 5.

[2]) Boileau, ibid. Réflexions XII, S. 312.

wurde,[1]) macht sich Addison in wortgetreuer Übersetzung zu eigen und zollt auch dem von Boileau gewählten Beispiel aus Racines „Athalie“ seine volle Anerkennung. Wie Abner den Hohenpriester Joad vor dem Zorn der Königin Athalie warnt, antwortet ihm dieser, nicht im geringsten beunruhigt von dieser Mitteilung:

> Celui qui met un frein à la fureur des flots,
> Sçait aussi des méchans arrêter les complots.
> Soumis avec respect à sa volonté sainte,
> Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.
>
> Racine, Athalie, I. I. v. 61 ff.

Von diesen vier Versen sagt Boileau: *En effet, tout ce qu'il peut y avoir de sublime paraît rassemblé dans ces quatre vers: la grandeur de la pensée, la noblesse du sentiment, la magnificence des paroles et l'harmonie de l'expression, si heureusement terminée par ce dernier vers: Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.*[2])

Addison übersetzt die von Boileau zitierten Verse Racines, und sein Urteil stimmt ganz mit dem Boileaus überein, wenn er es auch nicht mit denselben Worten wiederholt, sondern ihm eine andere Wendung gibt.

Von großer Bedeutung in Addisons Kritik ist, daß er den Genuß und die Beurteilung eines Kunstwerkes nicht ein Privileg der Gelehrten und Gebildeten, sondern das Erbteil des ganzen Volkes sein läßt. Das wissenschaftliche Urteil der Gelehrten und Gebildeten ist oft weniger wert als die subjektive Empfindung eines jeden Einzelnen, der, mit gesundem Menschenverstande begabt, ein Kunstwerk auf sein Gemüt einwirken läßt.[3]) In dieser Überzeugung ist er bestärkt worden durch die auf seinen Reisen durch das ganze Land gemachte Erfahrung, daß die schönen alten volkstümlichen Lieder und Erzählungen hier in jedermanns Erinnerung sind, sich vom Vater

---

[1]) Longinus, Περὶ ὕψους Kap. 5. Eingehend hat sich in der jüngsten Vergangenheit über die Bedeutung dieser Schrift der englische Kritiker George Saintsbury geäußert, in seiner „History of Criticism“ Bd. I (London 1900) S. 152 ff.

[2]) Boileau, ibid. Réflexions XII, S. 312.

[3]) Hamelius, S. 125.

auf den Sohn vererben und wegen ihrer Einfachheit zu Herzen gehen und sich großer Beliebtheit erfreuen. Addison selbst war auch ein großer Verehrer der alten Balladen; neben Dryden war er der erste, der sie wieder zu Ansehen brachte. Er ist der Ansicht, daß das, was so allgemein gebilligt und gut geheißen werde, und sei es auch nur von der großen Menge, dem menschlichen Gemüte gefallen müsse. Die menschliche Natur sei bei allen mit Vernunft begabten Wesen dieselbe, und was mit ihr harmoniere, müsse bei Lesern jeder Art und jeden Ranges Bewunderung finden. In diesem Urteil fühlt sich Addison noch gestärkt durch die gleiche Meinung Molières, die er durch das Studium von Boileaus kritischen Schriften kennen gelernt hat: *Molière, as we are told by Monsieur Boileau, used to read all his comedies to an old woman who was his housekeeper, as she sat with him at her work by the chimney-corner; and could foretel the success of his play in the theatre, from the reception it met at his fire-side. For he tells us the audience always followed the old woman, and never failed to laugh in the same place* (Sp. Nr. 70).

Diese Stelle, auf welche Addison bei Boileau hinweist, findet sich in dessen „Réflexions critiques". In der ersten dieser kritischen Bemerkungen knüpft Boileau an eine der wichtigsten Vorschriften des Longinus an, unsere Freunde um ihr Urteil über unsere Werke zu bitten und sie frühzeitig daran zu gewöhnen, uns nicht zu schmeicheln. Horaz und Quintilian erteilten denselben Rat und Vaugelas, nach Boileaus Meinung der scharfsinnigste Schriftsteller der Franzosen, verdanke dieser nützlichen Gewohnheit nach seiner eigenen Aussage seine besten Werke. Weiter fügt Boileau hinzu, daß Malherbe sogar seine Dienerin über seine Verse zu befragen pflegte; und daß auch Molière auf das Urteil seiner alten Dienerin sehr viel gab und solche Stellen seiner Komödien, die ihr nicht gefielen, umänderte, hat Boileau noch von ihm selbst gehört. Boileau findet jedoch diese Beispiele etwas seltsam und möchte nicht jedem raten, sie nachzuahmen.[1]) Um diesen Zusatz Boileaus kümmert sich Addison aber nicht, er stimmt der Meinung Molières rückhaltlos bei.

[1]) Boileau, S. 284 f.

Wiederholt haben Boileaus Satiren, obgleich sie selbst Nachbildungen klassischer Muster sind, für Addison den Ausgangspunkt ernster Betrachtungen gebildet. Mit scharfen Worten wendet er sich gegen Boileaus X. Satire (1693), die gegen die Frauen gerichtet ist. Sie führt den Titel „Les Femmes“ und geht auf eine Satire Juvenals zurück. In sehr ansprechender Weise vergleicht Addison hier die Ansichten Boileaus und des Simonides, des berühmten Satirikers des Altertums.[1]) Letzterem entnimmt er das Motto seiner Abhandlung, das in der Übersetzung lautet:

Of earthly goods the best, is a good wife;
A bad, the bitterest curse of human life.

Diese wenigen Worte lassen uns schon die Stellung des Simonides zu den Frauen erkennen. Addison lobt die Behandlung des Stoffes durch ihn, weil er die Frauen nach ihren verschiedenen Charakteren schildere, sie in die verschiedensten Gruppen teile und für jede Gruppe besondere Merkmale anführe. Juvenal und Boileau hingegen beschuldigt er, daß sie nicht in die Verschiedenheiten der weiblichen Charaktere eingedrungen seien und daß ihre Verachtung und ihr Spott dem ganzen weiblichen Geschlecht ohne Ausnahme gelte. Eine solche Satire, die alles gleich behandle, könne der Welt keinen Nutzen bringen. Es befremdet ihn, daß Boileau, ein Mann von so ausgezeichnetem Urteil und so großer Tugendliebe, eine Satire wie diese und die über den „Menschen“ (vgl. Boileaus VIII. Satire: *Sur l'Homme* (1667)[2]) schreiben konnte, über welche Addison am Schluß seines Aufsatzes folgendes treffende Urteil fällt: *What vice or frailty can a discourse correct, which censures the whole species alike, and endeavours to show by some superficial strokes of wit, that brutes are the more excellent creatures*

[1]) Gemeint ist Simonides von Amorgos aus Samos, der um 650 v. Chr. lebte und zum Unterschiede von dem späteren Lyriker Simonides (559 bis 469 v. Chr.) der Jambograph genannt wird. Er schrieb ein von Addison in englischer Prosa mitgeteiltes satirisches Gedicht über die Weiber, in dem er insofern mit einer gewissen Gerechtigkeit verfährt, als er auch Ausnahmen von der Regel zugibt und sein Gedicht mit einer Verherrlichung der guten, den Mann beglückenden Frau beschließt.

[2]) Boileau, Oeuvres, S. 42 ff.

of the two? A satire should expose nothing but what is corrigible, and make a due discrimination between those who are, and those who are not the proper objects of it (Sp. Nr. 209).

Einmal findet eine Satire Boileaus Erwähnung zur Begründung von Addisons Ansicht über das Maß der Gerechtigkeit, die der Dichter in seinen Werken zu üben hat. Er tritt der Anschauung der englischen Dramatiker entgegen, die meinen, daß ein tugendhafter oder unschuldiger Mensch stets aus seiner Not befreit werden und über seine Feinde triumphieren müsse, daß im Drama ein richtiges Verhältnis von Belohnung und Bestrafung für die guten und schlechten Charaktere bestehen müsse (Sp. Nr. 40, 548). Woher die seiner Ansicht nach lächerliche Lehre der modernen Kritiker stamme, weiß Addison nicht zu sagen; doch meint er, daß sie weder in der Natur, noch im Verstande, noch in der Praxis der Alten ihre Begründung finden könne. Seine Ansicht geht dahin, daß ein Dichter einen wirklich vollkommenen und fehlerlosen Charakter überhaupt nicht auf die Bühne bringen dürfe, einmal schon, weil er nicht geeignet sei, Mitleid zu erregen, dann, weil es einen solchen Charakter in der Welt überhaupt nicht gäbe. Ein möglichst vollkommener Mensch habe immer noch Fehler genug, um Strafen auf sein Haupt zu ziehen und das Walten der Vorsehung bei Unglücksfällen, die er zu erdulden habe, zu rechtfertigen. Er stützt sich hier auf Horaz,[1]) dem er das Motto zu diesen Ausführungen entnommen hat:

There's none but has some fault, and he's the best
Most virtuous he, that's spotted with the least

und auf Boileau, der in ähnlicher Weise wie Horaz über die Tugend der Menschen sich über ihre Weisheit geäußert habe. In seiner vierten, an den Abbé Le Vayer gerichteten, „Les Folies Humaines“ überschriebenen Satire (1664) sagt dieser:

Tous les hommes sont fous, et, malgré tous leurs soins
Ne diffèrent entre eux que du plus ou du moins.

Auf diese Urteile gestützt, kommt Addison zu dem Schluß, daß im Drama die Tugend nicht immer belohnt zu werden

---

[1]) vgl. Horaz, Satiren, I. Buch, III. Satire, v. 68 f.

brauche, daß auch der beste Mensch noch Strafe verdiene. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ein ganz schlechter Mensch Anspruch auf Glück habe: *The best of men may deserve punishment, but the worst of men cannot deserve happiness* (Sp. Nr. 548).

Im Eingang seines Aufsatzes über das Wesen des wahren Adels (G. Nr. 137) gedenkt Addison der fünften Satire Boileaus (1665), die den Titel trägt: „Sur la Noblesse" und dem Marquis de Dangeau gewidmet ist. Horaz, Juvenal und Boileau, sagt er, haben mit großer Geistesschärfe dargetan, wie eitel und nichtig es ist, sich nach dem Verdienst von Vorfahren einzuschätzen; sie haben sich bemüht, zu zeigen, daß wahrer Adel nur in der Tugend, nicht aber in der Geburt bestehe.[1] Im allgemeinen stimmt Addison ihrer Meinung bei, doch wagt er auch einige vorsichtige Einwände: *With submission however to so many great authorities, I think they have pushed this matter a little too far.*

Er selbst meint: „Wir sollen in Dankbarkeit die Nachkommen derjenigen ehren, die das Gedeihen und den Ruhm ihres Landes gehoben haben und durch deren Arbeit wir selbst glücklicher, klüger oder tugendhafter geworden sind. Ein Mann, der von würdigen Ahnen abstammt und in dessen Adern gutes Blut fließt, verspricht mehr Vornehmheit und Größe der Seele als jemand von niedriger und dunkler Abkunft. Aus diesen Gründen glaube ich, daß ein Mann von Verdienst, der aus einer berühmten Familie abstammt, mit Recht höher zu achten ist, als ein Mann von gleichem Verdienst der keinen Anspruch auf Ehren von Vorfahren hat. Auch glaube ich, daß diejenigen, die in sich selbst keine Verdienste haben und sich nur durch die Tugenden ihrer Vorfahren auszeichnen können, doch deswegen mit einem gewissen Grad der Verehrung angesehen und höher geachtet werden müssen als die gewöhnliche Klasse von Menschen, die von niedriger und gemeiner Abkunft sind."

[1]) Boileaus Satire ist eine Nachbildung der VIII. Satire Juvenals; denselben Gegenstand hat auch Horaz in der VI. Satire seines ersten Buches behandelt.

Diese merkwürdigen Ausführungen Addisons können wir gewissermaßen als Ergänzungen und Erweiterungen zu dem von Boileau behandelten Stoff ansehen, denn von dieser Art von Menschen spricht der Franzose nicht. Er wendet sich nur gegen solche, die mit ihrer Geburt, mit ihren Ahnen protzen, ohne selbst die geringsten Verdienste aufweisen zu können,[1]) gegen solche, die mit dem Nimbus, der ihre berühmten Vorfahren umgibt, ihre eigene Unkenntnis, ihre eigene Schlaffheit, ihren eigenen Unwert zu verbergen vermeinen. Sie, die ahnenstolzen, die selbst nicht fähig sind, etwas zu leisten, trifft allerdings die Satire Boileaus mit ganzer Schärfe. Daher seine Forderung, daß einem jeden nur sein eigenes Streben nach Ehre und Tugend Ruhm und Anerkennung verschaffen dürfe.

Ein letztes Mal beruft sich Addison auf Boileaus Satiren in seiner Abhandlung über die Oper (Sp. Nr. 5, 13). Er greift die italienische Oper an, deren Nachbildungen in England vom Publikum sehr günstig aufgenommen wurden. Die Kunst der italienischen Oper widersprach der Vernunft und der Natur. Sie war voll von Unwahrscheinlichkeiten und unnatürlichen Gefühlen, was Addison mit Boileau und Bouhours als die Hauptfehler eines Kunstwerkes getadelt hat. Besonders mißfallen Addison die geschmacklosen Inscenierungen, die unnatürlichen und den Ereignissen auf der Bühne sich nicht anpassenden Gewänder der Schauspieler, sowie die überschwängliche Ausdrucksweise der Dichter. Addison hebt hervor, daß sich die modernen Italiener sehr zu ihrem Nachteil von den Klassikern, von Virgil und Cicero unterschieden, und daß die englischen Schriftsteller in ihren Gedanken und Ausdrücken diesen mehr glichen als ihre entarteten Landsleute. Nach dieser Abschweifung über den Stil und den Gehalt von Literaturwerken überhaupt kommt Addison auf die von ihm kritisierte Oper zurück: *As for the poet himself, from whom the dreams of this opera are taken I must intirely agree with Monsieur Boileau, that one verse in Virgil is worth all the „clincant“ or tinsel of Tasso* (Sp. Nr. 5). Dieses Urteil über Tasso spricht Boileau in seiner IX. Satyre aus:

---

[1]) vgl. Boileau, V. Satire „Sur la Noblesse“ (1665), S. 32 ff.

Tous les jours à la cour un sot de qualité
Peut juger de travers avec impunité;
A Malherbe, à Racan préférer Theophile,
Et le clinquant du Tasse à tout l'or de Virgile.[1])

Weil Addison ganz auf dem Standpunkt Boileaus, auf dem neoklassischen Standpunkte steht, stimmt er diesem sehr abfälligen und grundfalschen Urteil Boileaus kritiklos bei.

Im Sp. Nr. 229 kritisiert Addison Boileaus Übersetzung einer Sapphoschen Ode und vergleicht diese mit einer lateinischen Übersetzung von Catull, sowie einer englischen, deren Verfasser der von Pope und Genossen so oft angegriffene und bespöttelte Ambrose Philips war. Mit Boileaus Übersetzung ist Addison nicht ganz zufrieden, er findet, daß sie mehr eine Nachahmung als eine Übersetzung sei. Die einzelnen Motive folgten einander nicht mit der gleichen Heftigkeit und Bewegung wie in dem Original; kurz, Boileau habe wohl all die Poesie, aber nicht die Leidenschaft des berühmten Fragments wiedergegeben.

Wiederholt werden in den Zeitschriften Le Bossu und Madame Dacier als hervorragende französische Kritiker von Addison genannt. Sie kommen für ihn hauptsächlich in Betracht wegen ihrer Abhandlungen über die epische Dichtung, auf die er sich des öfteren in seinen Sonnabendsnummern, den Betrachtungen über Miltons „Paradise Lost", bezieht. Der Zweck eines jeden epischen Gedichts ist nach Addison, die Menschen zu belehren und zu bessern; ein jedes Epos muß eine Moral enthalten (Sp. Nr. 369). Hierüber hat sich Addison in Le Bossus „Traité du poème épique" und Madame Daciers Übersetzungen der Ilias und Odyssee, die beide mit längeren Vorreden versehen sind, unterrichtet. Er kann sich um so mehr auf sie berufen, als sie beide ihre Kritik nach den Regeln der Alten aufgestellt haben, auf die Addison nach seiner anfangs ausgesprochenen Absicht ja immer zurückgehen will. Le Bossu erkennt die Regeln von Aristoteles und Horaz als die Grundlage aller Kritik an und hält die Epen Homers und Virgils

[1]) Boileau, IX. Satire, A son Esprit, 1667; Oeuvres S. 55. Boileau macht hierzu die Anmerkung: *Un homme de qualité fit un jour ce beau jugement en ma présence.*

für die vollendetsten in ihrer Art,[1]) ebenso Madame Dacier, die eine begeisterte Verehrerin des Altertums ist und in ihrer Übersetzung und Erklärung der Epen Homers durch häufige Berufung auf Le Bossu zeigt, daß auch ihr seine Ansichten als Richtschnur dienten. Mit fast denselben Worten geben sie uns eine Definition des Epos; Le Bossu sagt: *L'Epopée est un discours inventé avec art, pour former les mœurs par des instructions déguisées sous les allégories d'une action importante, qui est racontée en Vers d'une maniere vrai-semblable, divertissante, et merveilleuse.*[2]) Dem gegenüber steht folgende, wie gesagt, fast gleichlautende Definition der Madame Dacier: *Le Poëme Epique est donc un discours en vers, inventé pour former les mœurs par des instructions déguisées sous l'allégorie d'une action générale, et des plus grands personnages.* [3])

Diesen Definitionen stimmt auch Addison bei. Nur weicht er von Le Bossu ab in seiner Ansicht über die Anlage eines Epos. In betreff der Moral nämlich, die ein Epos immer enthalten muß, sagt Le Bossu: *La prémiere chose par où l'on doit commencer pour faire une Fable, est de choisir l'instruction et le point de Morale qui lui doit servir de fond, selon le dessein et la fin que l'on se propose.* [4])

Le Bossu macht es einem Epiker also zur ersten und hauptsächlichsten Aufgabe, eine Moral aufzustellen, weil sie die Grundlage eines Epos ausmache. Hiernach erst kann er daran gehen, eine Geschichte, welche auf diese Moral Bezug hat, ausfindig zu machen: *Il faut ensuite reduire cette vérité morale en action.* [5])

Diese Vorschrift weist Addison als unrichtig zurück, obwohl er zugibt, daß es nie ein Epos gab oder geben wird, aus dem nicht eine große Moral hergeleitet werden könnte: *Though I can by no means think with the last mentioned French author* [Bossu], *that an epic writer first of all pitches upon a certain moral, as the ground-work and foundation of his poem, and*

[1]) vgl. R. P. Le Bossu, Traité Du Poëme Epique, A Paris, 1693; Livre I, Chap. I. S. 2.

[2]) Le Bossu, Livre I, Chap. III. S. 9 f.

[3]) Madame Dacier, L'Odyssée d'Homere, Traduite En François, avec des Remarques, A Paris, 1756; Préface X.

[4]) Le Bossu, Livre I, Chap. VII. S. 25.

[5]) ibid.

afterwards finds out a story to it: I am, however, of opinion, that no just heroic poem ever was or can be made, from whence one great moral may not be deduced (Sp. Nr. 369).

Die Moral in Miltons großem Epos, die er für die schönste hält, die in einem Epos je behandelt werden kann, ist kurz die, daß Gehorsam gegen Gott den Menschen glücklich, Ungehorsam gegen Gott ihn aber unglücklich macht.

Als eine weitere Grundregel für ein Epos gilt die, daß das Dargestellte wunderbar und zugleich wahrscheinlich erscheinen muß, eine Forderung, die von Le Bossu und Madame Dacier an mehreren Stellen ausgesprochen wird. Auch nach dieser Seite hin prüft Addison Miltons Epos. Im Sp. Nr. 327 hebt er hervor, daß Milton sein Epos mit Umständen *(circumstances)* anfülle, die wunderbar und erstaunlich seien. So sage er von der Himmelspforte, sie sei so gebaut, daß sie sich bei Annäherung des Engels Raphael von selbst aufgetan habe. In dieser Beschreibung vermutet Addison eine Anlehnung Miltons an Homer, der im VIII. Buch der Ilias erzähle, Vulkan habe zwanzig Dreifüße hergestellt, die auf goldenen Rädern liefen und sich von selbst in die Versammlung der Götter begeben und aus ihr auch wieder von selbst zurückkehren würden.

Diese Stelle bei Homer hat die Kritik der Franzosen herausgefordert; Addison wagt keine absolute Entscheidung zu treffen, er läßt es dahin gestellt, ob nicht bei dieser Schilderung Homer über das Wunderbare das Wahrscheinliche aus den Augen verloren habe. Er führt uns die beiden sich widersprechenden Meinungen von Scaliger und Madame Dacier über diesen Punkt an, wie sie sich ihm in den Erläuterungen der letzteren zu ihrer Homer-Übersetzung darboten. Madame Dacier hält diese Stelle bei Homer für vollkommen zulässig und wendet sich gegen die Auffassung von Scaliger: *Quelques critiques, peu instruits de la nature de l'Epopée et du merveilleux qui doit y regner, se sont mocqués de cet endroit d'Homere. Jule Scaliger entre autres a écrit: Vulcain fait ici des trépieds qui marchent d'eux-mêmes, pourquoi ne fait-il pas aussi des marmites qui cuisent d'elles-mêmes les viandes?* [1])

[1]) Madame Dacier, L'Iliade d'Homere, A Paris 1756; Remarques sur l'Iliade, livre XVIII. S. 67 f.

Diese Zeilen, meint Madame Dacier, genügten, um zu zeigen, wie wenig Verständnis Scaliger für schöne Poesie gehabt habe. Sie ihrerseits bemüht sich, diese Stelle bei Homer als im Einklang mit den Regeln des Aristoteles stehend vollkommen zu rechtfertigen. Addison schließt sich keiner der beiden kritischen Stimmen an; er glaubt aber, daß Miltons Erfindung nicht ganz so außerordentlich sei wie die Homers, und daß Milton diese Einzelheit vielleicht gar nicht erwähnt haben würde, wenn er nicht durch die Bibel dazu veranlaßt worden wäre, in der von Rädern im Himmel die Rede ist, die Leben in sich hatten, sich bewegten oder stillstanden je nach dem Geheiß der Cherubim. [1]) Addison fügt noch hinzu, er bezweifle nicht, daß Le Bossu und die beiden Daciers, die Homer gegen den Tadel von seiten anderer Kritiker gern mit ähnlichen Stellen aus der Bibel zu verteidigen suchten, jedenfalls die Dreifüße Vulkans mit den Rädern des Propheten Hesekiel verglichen hätten, wenn diese ihnen in Erinnerung gewesen wären.

Madame Dacier wird von Addison außerdem noch als Übersetzerin der Oden Sapphos erwähnt. Addison erzählt in Nr. 223 des Sp. von der unglücklichen Liebe und dem tragischen Tode dieser berühmten Dichterin des Altertums und teilt als Probe ihrer Poesie, die frei ist von allem fremden Zierat und affektiertem Schmuck, eine Übersetzung ihres Hymnus an Venus mit. Diese stammt von seinem Freunde Ambrose Philips. Madame Dacier hatte ihrer Übersetzung der Ode nur die kurze kritische Bemerkung hinzugefügt: *Cette Hymne est d'une beauté admirable. On peut voir Denis d'Halicarnasse, à qui nous la servons*[2]), *et les loüanges qu'il luy donne.* [3])

Addison behauptet jedoch, daß Madame Dacier über eine Stelle der Ode sich besonders lobend ausgesprochen habe: *Madame Dacier observes, there is something very pretty in that circumstance of this ode, wherein Venus is described as sending away her chariot upon her arrival at Sappho's lodgings, to denote*

---

[1]) Altes Testament, Hesekiel, Kap. X. v. 9 ff.

[2]) Mit „servons" ist mir der Sinn des Satzes unverständlich; „servons" ist wohl Druckfehler für devons.

[3]) Les Poesies d'Anacreon et de Sapho, traduites de Grec en vers françois avec des remarques, A Paris 1684; S. 367, Hymne à Venus.

that it was not a short transient visit which she intended to make her.

Ob Ambrose Philips seine Übersetzung nach dem griechischen Original oder nach der Übersetzung von Madame Dacier angefertigt hat, darüber gibt uns Addison keinen Aufschluß. Ich halte das letztere für wahrscheinlicher.

Wie wir gesehen haben, war Steele voll des Lobes über den Charakter und die Schriften Fénelons, des Erzbischofs von Cambray. Ein gleiches lobendes Urteil über ihn fällt auch Addison (T. Nr. 156). Hatte sich Steele über seine theologisch-philosophische Schrift „Démonstration de l'Existence de Dieu" etc. ausführlicher ausgesprochen, so gibt uns Addison eine kurze Charakteristik und einen Auszug seines „Télémaque", der 1699 erschien. In den einleitenden Worten hebt Addison hervor, daß der „Télémaque" eine Nachbildung Homers und ganz in dessen Sinn geschrieben sei; da er jedoch in erster Linie zur Belehrung eines jungen Prinzen, des zukünftigen Königs von Frankreich, verfaßt sei, habe der Autor sich bemüht, die einzelnen Teile der Erzählung dem Charakter und den Eigenschaften seines Schülers anzupassen. Deshalb verweile er sehr lange bei dem Elend von schlechten und dem Glück von guten Königen in dem Berichte, den er von ihren Bestrafungen und Belohnungen in der anderen Welt gibt. Addison hebt dann aus dem Werke verschiedene Stellen hervor, besonders solche, die sich auf französische Verhältnisse und hier wieder vor allem auf die Regierung Ludwigs XIV. deuten lassen. Er führt Fénelon oft wörtlich an und faßt sein Urteil in die folgenden Worte: *I have here only mentioned some master-touches of this admirable piece, because the original itself is understood by the greater part of my readers. I must confess, I take a particular delight in these prospects of futurity, whether grounded upon the probable suggestions of a fine imagination or the more severe conclusions of philosophy; as a man loves to hear all the discoveries or conjectures relating to a foreign country which he is, at some time, to inhabit. Prospects of this nature lighten the burden of any present evil, and refresh us under the worst and lowest circumstances of mortality. They extinguish in us both the fear and envy of human grandeur. Insolence shrinks its head, power dis-*

appears; pain, poverty, and death fly before them. In short, the mind that is habituated to the lively sense of an Hereafter, can hope for what is the most terrifying to the generality of mankind, and rejoice in what is the most afflicting.

Ein ästhetisches Bedenken kann aber Addison doch nicht ganz unterdrücken. Er findet, daß, trotzdem Fénelon dem Stil und den Gedanken Homers sich anpasse, doch ein gewisser christlicher Anstrich dem ganzen Werke eigen sei; der Prälat spräche oft an Stelle des Dichters.

Auf Molières Werke verweist Addison nur einmal und zwar in einer seiner hochwichtigen Abhandlungen über den poetischen Wert des alten Volksliedes, besonders der altenglischen Ballade. In der letzten dieser Abhandlungen (Sp. Nr. 70, 74, 85), im Sp. Nr. 85, singt er das Lob der altenglischen Ballade „The two children in the wood". Er behauptet, daß dies Lieblingslied des englischen Volkes als eine getreue Spiegelung der Natur, frei von allem künstlichen Zierat, trotz der übermäßigen Einfachheit seiner Sprache im stande sei, das Herz selbst des gebildetsten Lesers eben durch die Einfachheit und Natürlichkeit seiner Gedanken zu rühren. Er beruft sich auf Lord Dorset und John Dryden, die selbst Freunde der alten englischen Balladen gewesen seien, ersterer habe sogar eine große Sammlung derselben besessen. Unter den Engländern könnte er noch viele Freunde der Ballade namhaft machen; doch ist er auch in der Lage, uns einen hervorragenden französischen Dichter als Verehrer des alten Volksliedes anzuführen, keinen geringeren als den berühmten französischen Dramatiker Molière, der von seinem Misanthropen ein ähnliches Urteil habe aussprechen lassen. Wie der Menschenfeind Alceste im alltäglichen Leben Natürlichkeit fordert, wie er mit sich und anderen gegenüber nur zu gern wahr und gründlich sein möchte, so opponiert er auch gegen alle Gesuchtheit und Ziererei in der Poesie. In der Sonettenscene wirft er Oronte vor, daß er sich nach schlechten Mustern gerichtet habe, und daß seine Ausdrücke nicht natürlich seien:

Ce style figuré, dont on fait vanité,
Sort du bon caractère et de la vérité.
Ce n'est que jeu de mots, qu'affectation pure,

Et ce n'est point ainsi que parle la nature.
Le méchant goût du siècle en cela me fait peur:
Nos pères, tout grossiers, l'avaient beaucoup meilleur;
Et je prise bien moins tout ce que l'on admire,
Qu'une vieille chanson que je m'en vais vous dire:

Si le roi m'avait donné
Paris sa grande ville,
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de ma mie
Je dirais au roi Henri:
Reprenez votre Paris;
J'aime mieux, ma mie, ô gué!
J'aime mieux ma mie.

Zur Erklärung fügt er noch hinzu:

La rime n'est pas riche, et le style en est vieux.
Mais ne voyez-vous pas que cela vaut bien mieux
Que ces colifichets dont le bon sens murmure,
Et que la passion parle là toute pure?

Alceste wiederholt das Lied noch einmal und sagt dann:

Voilà ce que peut dire un cœur vraiment épris.

Molière, Le Misanthrope, I. II.

Hier redet Molière somit der Volkspoesie das Wort und zwar ganz in demselben Sinne wie Addison in seinen drei Abhandlungen; dieser konnte sich daher mit Recht auf Molières Autorität stützen. Es ist Addisons hohes Verdienst, die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das alte Volkslied gelenkt und zu seiner verständnisvolleren Würdigung beigetragen zu haben; denn die Wiedererweckung des echten poetischen Gefühls in der englischen Poesie während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die mit der Sammlung der altenglischen Balladen von Thomas Percy im Jahre 1765 ihren Anfang nahm, steht hiermit in innigem Zusammenhange.

In Nr. 163 des Sp. behandelt Addison die Frage, wie man sich in Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten aller Art am besten trösten könne. Im allgemeinen, sagt er, suchen die Menschen Trost in Büchern der Moral, die in der Tat von großem Nutzen seien, das Gemüt gegen schwere Sorgen zu stärken und zu festigen. Er tritt hierbei der Behandlung dieser Frage von Saint-Evremond (1603—1703) entgegen. Dieser

billige jene allgemeine Methode nicht, sondern empfehle Autoren, die im stande seien, in dem Geist des Lesers Sorglosigkeit und Freude zu erregen, und bilde sich ein, daß die Lektüre des Don Quixote z. B. ein mit Sorge beladenes Herz mehr erleichtern könne als die Schriften Plutarchs oder Senecas, da es viel leichter sei, Kummer und Sorge ganz zu vergessen als gegen sie anzukämpfen. Addison meint, daß zweifellos diese Methode bei manchen Temperamenten Erfolg haben möge, er selbst aber möchte in einer solchen Lage seine Zuflucht gerade zu Autoren entgegengesetzter Art nehmen, zu solchen nämlich, die Beispiele von Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten zeigen und die menschliche Natur in ihrer größten Not darstellen.

Über diesen Gegenstand hatte sich Saint-Evremond in einem Briefe an den Comte d'Olonne geäußert, der mit einigen Freunden im Jahre 1674 vom Hofe verbannt wurde.[1]) Um ihn zu trösten rät Saint-Evremond, er solle sich wenigstens vor Kummer und Sorge hüten, wenn er nicht fröhlich sein könne; Unterhaltung mit angenehmen Menschen würde ihn den Verlust seines Verkehrs am Hofe vergessen lassen. Auch die Wahl der Lektüre sei von demselben Gesichtspunkte aus zu treffen: *Parmi les Livres que vous choisirez pour vôtre entretien à la campagne, attachez-vous à ceux qui font leurs effets sur vôtre humeur par leur agrément, plûtôt qu'à ceux qui prétendent fortifier vôtre esprit par leurs raisons. Les derniers combattent le mal; ce qui se fait toûjours au dépens de la personne en qui le combat se passe: les premiers le font oublier; et à une douleur oubliée il n'est pas difficile de faire succeder le sentiment de la Joye.*[2])

Saint-Evremond spricht dann über den Wert moralischer Bücher für solche Zwecke und zeigt, daß er sich weder bei Plutarch noch bei Seneca, nicht einmal bei Montaigne Trost holen könne. Er kommt daher zu folgendem Schluß: *Que les malheureux donc ne cherchent pas dans les livres à s'attrister de nos miseres, mais à se rejoüir de nos folies et par cette raison vous prefererez à la lecture de Sénéque, de Plutarque et de Montagne,*

---

[1]) St. Evremond, Oeuvres, Publiées sur les manuscrits de l'auteur avec sa vie, par M. des Maizeaux, A Londres 1714; Bd. III. S. 55 ff.

[2]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 56.

celle de Lucien, de Pétrone, de Don Quixote: quelque affliction que vous ayez, la finesse de son ridicule vous conduira imperceptiblement à la joye.[1])

Bei der zweiten Auseinandersetzung Addisons mit St. Evremond handelt es sich um eine Frage, die das Gebiet der konfessionellen Polemik streift (Sp. Nr. 213). Addison vertritt den Standpunkt, daß die Absicht, die unseren Handlungen zu Grunde liege, den Maßstab bieten müsse für die Beurteilung derselben. Hierdurch wird er zu einer Kritik der Auffassung St. Evremonds von der Lehre der guten Werke veranlaßt. Er sagt, St. Evremond habe sich bei einer Besprechung der Hauptpunkte, in welchen sich die Ansichten der Papisten und der Calvinisten unterscheiden, bemüht, die abergläubischen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche zu entschuldigen. Er behaupte, daß die ersteren aus Liebe, die letzteren aus Furcht zu ihren religiösen Handlungen veranlaßt würden und daß bei ihrem Bestreben ihre Pflichttreue und Ergebenheit gegen das höchste Wesen zu bekunden, die ersteren mit besonderer Sorgfalt das zu tun suchten, was ihm möglicher Weise gefiele, die letzteren dagegen sich jeder Handlung enthielten, die ihm möglicher Weise mißfallen könnte.

Addison gibt uns hier einen kurzen Auszug aus den Gedanken St. Evremonds über Religion.[2]) Letzterer spricht hier von Unterschieden in der Religion, von verschiedenen Religionen will er nichts wissen. Er freut sich, daß er einen gesunderen Glauben habe als die Hugenotten, und meint, die Lehre der katholischen Kirche gehe dahin, Gott zu lieben und gute Werke zu tun. Sie betrachte Gott als ein in erster Linie liebereiches Wesen, von dessen Güte zarte Seelen tief gerührt würden. Die guten Werke seien eine notwendige Folge dieser Auffassung, denn wenn das Innere eines Menschen von Liebe erfüllt sei, so strebe er danach, diese Liebe auch zu betätigen, und sie zwinge ihn, alles zu tun, um dem zu gefallen, den er liebe. Zur Schilderung der entsprechenden Lehre der reformierten Religion übergehend, sagt er: *La Religion Reformé dépouille*

---

[1]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 58.
[2]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 37 ff.

les hommes de toute confiance au merite. Le sentiment de la predestination, dont elle se dégoûte, et qu'elle n'oseroit quitter pour ne se démentir pas, laisse une ame languissante, sans affection et sans mouvement, sous pretexte de tout attendre du Ciel avec soûmission: elle ne cherche pas à plaire, elle se contente d'obéïr; et dans un culte exact et commun elle fait Dieu l'objet de sa regularité plûtôt que de son amour.[1]) Weiter sagt er noch über die Äußerlichkeiten der katholischen Kirche im Vergleich zu den der reformierten: *La [Religion] Catholique pourroit avoir un peu moins de choses exterieures; mais rien n'empêche les gens éclairez de la connoître telle qu'elle est sous ces dehors. La Reformée n'en a pas assès; et son culte trop ordinaire ne dinstingue pas autant qu'il faut des autres occupations de la vie. . . . Pour les bonnes mœurs, elles ne sont chez les Huguenots que des effets de leur foy et des suites de leur créance. Nous demeurons d'accord que tous les Chrétiens sont obligez à bien croire et à bien vivre; mais la maniere de nous exprimer sur ce point est differente; et quand ils disent que les bonnes œuvres sont des œuvres mortes sans la foy, nous disons que la foy sans les bonnes œuvres est une foy morte.*[2])

Zum Schluß noch ein Passus, dessen Gedankengang an Addisons Auszug erinnert: *La [Religion] Catholique a pour Dieu une volonté agissante, et une industrie amoureuse, qui cherche éternellement quelque secret de lui plaire. La Huguenote toute en circonspection et en respect, n'ose passer au-delà du precepte qui lui est connu; de peur que des nouveautez imaginées ne viennent à donner trop de credit à la fantaisie.*[3])

Diesen von St. Evremond entwickelten Anschauungen gegenüber betont Addison, daß seiner Ansicht nach die Auferlegung von überflüssigen Gebräuchen unwichtige Handlungen zu Pflichten und dadurch die Religion noch drückender und beschwerlicher mache, als sie es ihrer Natur nach sei. Sie verleite manchen zu Unterlassungssünden, deren er sich sonst nicht schuldig gemacht haben würde, und lenke die Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Volkes auf schattenhafte und

[1]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 41.
[2]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 42 f.
[3]) St. Evremond, Oeuvres, III. S. 46 f.

unwesentliche Punkte, anstatt auf die wichtigen Gebote des göttlichen Gesetzes. Es komme nur darauf an, daß allen unseren Handlungen, auch den gleichgiltigsten und unbedeutendsten, eine gute Absicht zu Grunde liege. Hiermit würden wir dem gefallen, dem zu gefallen wir erschaffen seien, in allen Umständen und Begebenheiten des Lebens.

Im Sp. Nr. 349 spricht Addison von der Freude und Unerschrockenheit, mit welcher einige große Männer in den Tod gegangen sind. Er sieht sich dabei veranlaßt, der Meinung von St. Evremond über den Tod des Petronius Arbiter im Vergleich mit dem Tode Senecas, Catos und des Socrates entgegenzutreten, wie wir sie bei dem Franzosen in seiner Abhandlung „Jugement sur Seneque, Plutarque et Petrone" ausgesprochen finden. St. Evremond bemerkt hier zunächst, daß er den Menschen Seneca höher schätzt als seine Werke. In seinem Tode findet er nichts Heldenhaftes; im Gegenteil, es kommt ihm lächerlich vor, daß ein Mann wie er, der in Überfluß lebte und mit soviel Sorge sein Leben zu erhalten suchte, stets nur die Armut und den Tod predigt.[1])

Dann vergleicht St. Evremond Seneca mit Plutarch und bemerkt, daß dieser mildere Grundsätze habe, die der Gesellschaft besser angepaßt seien, daß er sogar die Tugend mit dem Vergnügen in Einklang zu bringen suchte. Sein Hauptwerk *„Vies des hommes illustres"* sei für ihn immer eine schöne Lektüre gewesen.

Petronius Arbiter aber ist für St. Evremond als Mensch, als Dichter, als Redner, als Philosoph gleich hervorragend. Er betont, daß der Hang zu Vergnügungen ihn nicht zum Feind der Arbeit gemacht habe, daß er als Gouverneur während seines Gouvernements in Bithynien seine Verdienste hatte und während seines Konsulats die Tugenden eines Konsuls besaß. Seinen Tod hält er für den schönsten des Altertums, und er zeigt, daß er etwas Größeres und Edleres für uns hat als der des Cato und Socrates: *Pour sa mort, aprés l'avoir bien examinée, ou je me trompe, ou c'est la plus belle de l'antiquité. Dans celle de Caton, je trouve du chagrin, et même de la colere. Le desespoir*

---

[1]) St. Evremond, Oeuvres, II. S. 1 ff.

des affaires de la Republique, la perte de la liberté, la haine de César, aiderent beaucoup sa resolution; et je ne sçai si son naturel farouche n'alla point jusqu'à la fureur, quand il déchira ses entrailles. Sorate est mort veritablement en homme sage et avec assez d'indifference: cependant il cherchoit à s'assurer de sa condition en l'autre vie, et ne s'en assuroit pas; il en raisonnoit sans esse dans la prison avec ses amis assez foiblement; et pour tout dire, la mort lui fut un objet considerable. Petrone seul a fait venir la mollesse et la nonchalance dans la sienne: „Audiebatque referentes, nihil de immortalitate animæ, et Sapientium placitis, sed levia carmina et faciles versus". Il n'a pas seulement continué ses fonctions ordinaires, à donner la liberté à des Esclaves, à en faire châtier d'autres; il s'est laissé aller aux choses qui le flattoient; et son Ame au point d'une separation si fâcheuse, étoit plus touchée de la douceur et de la facilité des vers, que de tous les sentiments des Philosophes. Petrone à sa mort ne nous laisse qu'une image de la vie; nulle action, nulle parole, nulle circonstance qui marque l'embarras d'un mourant. C'est pour lui proprement, que mourir est cesser de vivre: le „vixit des Romains" lui appartient justement.[1])

So beurteilt St. Evremond den Tod dieser berühmten Männer des Altertums. Addison hingegen glaubt, daß die Sucht St. Evremonds, dieses feinen Autors *(polite author)*, durch außergewöhnliche Bemerkungen zu glänzen und auf geistigem Gebiete Entdeckungen zu machen, die der Beobachtung anderer Autoren entgangen seien, ihn in diese Gedankenrichtung gebracht habe. Addison sieht den Tod dieser Männer in einem ganz anderen Lichte: *It was Petronius's merit, that he died in the same gaiety of temper in which he lived; but as his life was altogether loose and dissolute, the indifference which he shewed at the close of it is to be looked upon as a piece of natural carelessness and levity, rather than fortitude. The resolution of Socrates proceeded from very different motives, the consciousness of a well spent life, and the prospect of a happy eternity.*

Addison kann somit im schroffen Gegensatz zu St. Evremond in dem Tode dieses leichtlebigen, genußsüchtigen Menschen nichts

---

[1]) St. Evremond, Oeuvres, II. S. 10 f.
Über den Tod des Socrates und Petronius vgl. noch St. Evr. VII. S. 61 f.

Erhabenes und Erhebendes erblicken. Der Franzose, der so großen Gefallen an der Heiterkeit eines Sterbenden fand, hätte seiner Ansicht nach ein viel edleres Beispiel einer solchen Gemütsverfassung in dem Ende des Engländers Sir Thomas More gefunden.

Die 537. Nummer des Sp. könnte man etwa überschreiben: Über die menschliche Natur und die Unsterblichkeit der Seele. Über die menschliche Natur, sagt Addison, ist von den Schriftstellern in der verschiedensten Weise gehandelt worden; die einen haben sich bemüht, die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur zu beweisen, andere wiederum haben Bücher geschrieben, um die Falschheit der sogenannten menschlichen Tugenden darzutun. Die Betrachtungen, welche hierüber gemacht sind, meint er, geben gewöhnlich Zeugnis von den Gemütseigenschaften der Schriftsteller selbst, je nach der Eigenart des Urteilenden würde die Handlungsweise der Menschen sehr verschieden aufgefaßt. Addison selbst kommt zu der Anschauung, daß man das Gute und Böse am Menschen von einander trennen müsse und nicht wegen einiger Fehler, die man bei einzelnen Personen findet, das ganze menschliche Geschlecht erniedrigen dürfe. Ein solches Verfahren sei geeignet, die gute Meinung eines Menschen von seinen Mitmenschen aufzuheben, die Ehrerbietung vor sich selbst, die eine große Bewahrerin der Unschuld und eine Quelle der Tugend sei, zu vernichten. Allerdings sei eine erstaunliche Vermischung von Schönheit und Häßlichkeit, von Weisheit und Torheit, von Tugend und Laster beim Menschen zu finden; eine einzelne Person sei unter verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Zeiten sich selbst so unähnlich, daß der Mensch das wankelmütigste und unbeständigste Wesen in der ganzen Welt zu sein scheine und daß die Frage nach der Moral des Menschen und der Vortrefflichkeit seiner Natur sehr schwer zu lösen sei. Bevor Addison sich über diese Frage weiter ausläßt, will er einen vortrefflichen Gedanken *(an admirable reflection)* von Monsieur Pascal anführen, der, wie er denkt, das Problem in das richtige Licht rückt. Die Stelle findet sich bei Pascal in seinen Bemerkungen über die Größe und das Elend des Menschen (Grandeur et Misère de l'Homme). Pascal führt den Gedanken aus, daß die Fähigkeit des Denkens

allein die Größe und Erhabenheit des Menschen ausmache, daß diese ihn aber auch zugleich zu der Erkenntnis bringe, was für ein elendes und winziges Wesen er sei. Über den Wert dieser Erkenntnis für die sittliche Entwicklung des Menschen äußert sich Pascal folgendermaßen: *Il est dangereux de trop faire veoir à l'homme combien il est égal aux bestes sans luy montrer sa grandeur, et il est encore dangereux de luy trop faire veoir sa grandeur sans sa bassesse. Il est encore plus dangereux de luy laisser ignorer l'un et l'autre. Mais il est très avantageux de luy representer l'un et l'autre.*[1])

Diese Lehre Pascals möchte auch Addison in nötigen Fällen zur Anwendung bringen; er teilt sie wörtlich mit und macht sie zum Ausgangspunkt für weitere Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, in denen er auch die Ansichten von Schriftstellern des Altertums, so von Cicero und Xenephon, geltend macht.

Noch eine andere Stelle hat Addison den „Pensées" Pascals entnommen, in Nr. 136 des G., die sich mit den verschiedenen Ursachen des Todes beschäftigt. Nach der Meinung unserer Moralisten, sagt Addison, gibt es nur einen Weg, in die Welt zu kommen, aber tausend, um sie wieder zu verlassen; das kleinste und unscheinbarste Ding ist imstande, uns zu überwältigen und zu Staub zu machen. Als Beispiel führt Addison den Tod Cromwells an in Erinnerung an Pascals Gedanken über die Vorsehung (Reflections on Providence). In einem Kapitel, das überschrieben ist: „Foiblesse, Inquietude Et Défauts de l'Homme" handelt Pascal von der Schwachheit, dem Wankelmut und den Fehlern der Menschen. Alle Menschen, groß und klein, arm und reich, hoch und niedrig, sind schwache, hinfällige Wesen. Dann fährt er fort: *Cromveil alloit ravager toute la Chrestienté, la famille royale estoit perdue, et la sienne à jamais puissante, sans un petit grain de sable qui se mit dans son uretaire. Rome mesme alloit trembler sous luy, mais ce petit gravier s'estant mis là, il est mort, sa famille abaissée, tout en paix et le roy restably.*[2])

---

[1]) Blaise Pascal „Les Pensées", par Auguste Molinier, Paris 1877; I. Bd. S. 68.

[2]) Pascal, I., S. 115.

Addison hat diesen Passus etwas erweitert durch kleine Zusätze, die erkennen lassen, daß ihm die Person Cromwells nicht sympathisch gewesen ist. Er ist von ihm als Thronräuber *(usurper)* und Friedensstörer *(troubler of mankind)* bezeichnet; Ausdrücke, die Pascal nicht gebraucht; ebenso läßt die Änderung des Schlußsatzes eine gewisse Genugtuung über das Schicksal Cromwells, die aus Pascals Worten nicht herauszulesen ist, kaum verkennen. Addison schreibt: *An atom, a grain of sand, says he, that would have been of no significancy in any other part of the universe, being lodged in such a particular place, was an instrument of Providence to bring about the most happy revolutions, and to move from the face of the earth this troubler of mankind.*

Den ersten Meister der französischen Prosa im 17. Jahrhundert, Guez de Balzac, zitiert Addison nur einmal; doch nimmt er hierbei Veranlassung, sich in zwar kurzen, aber höchst anerkennenden Worten über die Werke Balzacs auszusprechen. In Nr. 355 des Sp. erklärt Addison, warum er auf Schmähschriften oder Kritiken, die gegen ihn gerichtet seien, nicht antworte. Kommt er zu der Überzeugung, daß irgend ein gegen ihn gerichteter Tadel auf Wahrheit beruht, so bemüht er sich, sein Benehmen in Zukunft danach zu ändern; ist der Tadel jedoch unbegründet, so kümmert er sich nicht weiter darum, denn warum sollte er empfindlich sein gegen den Stachel eines Vorwurfs, der ihn im Grunde überhaupt nicht trifft. Er führt die Worte Balsacs an, welche dieser bei Gelegenheit eines gegen ihn gerichteten Buches gebrauchte, und bezeichnet sie bewundernd als den deutlichsten Beweis der Geistesgröße, die in den Werken dieses Autors so sichtbar sei. In einem Briefe an Seguier, den Kanzler von Frankreich, der die Veröffentlichung eines gegen Balzac gerichteten Buches verhindert hatte, schreibt Balzac u. a.: *Si la chose estoit nouvelle, il se peut que je ne serois pas fasché de la suppression du premier Libelle qui me diroit des injures: Mais à cette heure qu'il y en a pour le moins une mediocre Bibliotheque, je suis presque bien-aise qu'elle se grossisse, et prens plaisir à faire une Monjoye, des pierres, que l'Envie m'a jettées sans me faire mal.*

---

[1]) Balzac, Lettres choisies, Amsterdam 1658, S. 390.

Diese Stelle übersetzt Addison wörtlich und bemerkt dann zu den letzten Worten Balzacs erläuternd, daß der Autor auf die Grabdenkmäler der östlichen Völker anspiele, auf die großen Steinhaufen, die über den Toten von Reisenden dadurch gehäuft wurden, daß jeder vorübergehende einen Stein dazu warf.

Addison findet, daß kein Denkmal ruhmreicher sein könne als das, welches von neidischer Hand errichtet sei. Er bewundere einen Schriftsteller wegen der Gemütsart, die ihn befähige, einen unverdienten Vorwurf ohne Empfindlichkeit zu tragen, viel mehr als wegen all des Witzes der feinsten satirischen Antwort.

In Nr. 576 des Sp. erzählt Addison die Geschichte eines in Nordengland lebenden Sonderlings, der schließlich für einen Narren gehalten wurde, nur weil er es sich zum Gesetz gemacht hatte, stets nach den Forderungen der Vernunft und des gesunden Menschenverstands zu handeln, ohne jede Rücksicht auf herrschende Mode und das Beispiel der Menge. Durch das Schicksal dieses Mannes wird Addison an eine Bemerkung Fontenelles in seinen 1683 veröffentlichten „Dialogues des Morts“ erinnert, von welcher er folgende Übersetzung gibt: *The ambitions and the covetons (says he) are madmen to all intents and purposes, as much as those who are shut up in dark rooms; but they have the good luck to have numbers on their side; whereas the frenzy of one who is given up for a lunatic, is a frenzy hors d'oeuvre, that is, in other words, something which is singular in its kind, and does not fall in with the madness of a multitude.*

Nach Addisons Angabe müßte dieser Passus eine wörtliche Übersetzung aus Fontenelles „Dialogues des Morts“ sein. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Stelle ist vielmehr eine kurze Zusammenfassung der Gedanken eines Dialogs, und zwar des Dialogs zwischen „Guillaume de Cabestanh und Albert-Frederic de Brandebourg“. Guillaume de Cabestanh, ein provenzalischer Dichter des 12. Jahrhunderts, und Albrecht Friedrich von Brandenburg, der schwach und geistig wenig begabt wie sein Vater, der Herzog Albrecht I. von Preußen, schließlich eine unheilbare Störung des Seelenlebens erlitt, unterhalten sich über den Wahnsinn (*la folie*). Ersterer behauptet, nachdem sie beide die Ursache

ihrer Krankheit erzählt haben, daß alle Menschen Narren *(fous)* sind und es auch immer bleiben. Davon will sich jedoch Albrecht Friedrich von Brandenburg nicht überzeugen lassen; er glaubt nicht, daß es außer ihnen beiden noch Narren *(fous)* gibt: *Tout le reste des hommes a de la raison, autrement ce ne seroit rien perdre que de perdre l'esprit, et on ne distingueroit point les frénétiques d'avec les gens de bon sens.*[1])

Hierauf gibt Guillaume de Cabestanh eine ausführliche Antwort und diese muß wohl Addison bei seinem Hinweis auf Fontenelles „Dialogues des Morts“ in Erinnerung gehabt haben: *Les frénétiques sont seulement des fous d'un autre genre. Les folies te tous les hommes étant de même nature, elles se sont si aisément ajustées ensemble, qu'elles ont servi à faire les plus forts liens de la société humaine; témoin ce désir d'immortalité, cette fausse gloire, et beaucoup d'autres principes, sur quoi roule tout ce qui se fait dans le monde; et l'on n'appelle plus fous que de certains fous qui sont pour ainsi dire hors d'œuvre, et dont la folie n'a pu s'accorder avec celles de tous les autres, ni entrer dans le commerce ordinaire de la vie.*[2])

Nur dies eine Mal zitiert Addison eine Stelle aus Fontenelle; trotzdem muß dieser, wie wir aus einer Bemerkung Addisons im G. zu schließen berechtigt sind, ein von den Engländern gern gelesener Schriftsteller gewesen sein. Addison tritt in diesem G.-Aufsatz aus verschiedenen Gründen für eine literarische und wissenschaftliche Ausbildung des weiblichen Geschlechts ein, er verlangt, daß die Frauen mehr als bisher auf die Ausbildung des Geistes bedacht seien. Als rühmliches Vorbild stellt er die unter seinem besonderen Schutze stehende Familie Lizard hin, in der es Sitte sei, daß eine der Töchter aus guten Büchern vorlese, während die anderen Familienmitglieder mit Handarbeiten beschäftigt seien. Er gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er bei einem zufälligen Besuche die Familie beim Früchteeinmachen gleichzeitig in Fontenelles „Pluralité des mondes“ vertieft fand: *It was very entertaining to me to see them dividing their speculations between jellies and*

[1]) Fontenelle, Oeuvres, Nouvelle Édition, A Amsterdam 1764, I. Bd. S. 57.

[2]) Fontenelle, Oeuvres, I., S. 57 f.

stars, and making a sudden transition from the sun to an apricot, or from the Copernican system to the figure of a cheese-cake (G. Nr. 155).

Dann spricht er auch von dem Nutzen, der den Frauen aus der Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft erwachsen kann, wie sie durch eine gründliche Bildung oft zu den höchsten Ehren- und Glücksstellen erhoben worden sind. Er erinnert an Madame de Maintenon und führt als weiteres Beispiel die Geschichte der Athenais, der Tochter eines griechischen Philosophen an, die es neben ihrer Schönheit ihrer Gelehrsamkeit und Tugend zu verdanken hatte, daß sie die Gemahlin des Kaisers Theodosius wurde.

Sehr gerecht und zugleich interessant ist Addisons Urteil über die französischen Moralisten und einen ihrer bedeutendsten Vertreter, den Herzog François de La Rochefoucauld, weil es uns seine Methode, auf das öffentliche Leben und die Moral Englands einzuwirken, deutlich erkennen läßt. Hatte Addison es sich bei seiner literarischen Kritik in erster Linie zur Pflicht gemacht, die Schönheiten eines Werkes aufzusuchen und hervorzuheben und nicht an einigen geringen Schwächen schonungslose Kritik zu üben und herumzumäkeln, so geht auch bei seiner moralisierenden Tendenz seine Absicht nicht dahin, den Menschen stets ihre Schwächen und Fehler vorzuhalten und mit scharfen Worten gegen ihre Laster und Leidenschaften loszuziehen, nein, er führt seinen Lesern meist tugendhafte Charaktere vor und stellt ihnen diese als Muster hin; er läßt sie Freude empfinden an der Tugend und erweckt in ihnen Nacheiferung derselben. Ist er aber gezwungen, das Laster anzugreifen, so geschieht es in einer schonenden Weise, die seine Leser nicht verletzt, sie persönlich nicht trifft und doch so, daß ihnen das Laster verächtlich und verwerflich erscheinen muß. Von diesem Gesichtspunkte hat er die Satiren Boileaus über den „Menschen“ und die „Frauen“ beurteilt, und ebenso beurteilt er auch die alten und neuen Moralisten. Während er die Schriften des Plato und des Cicero und vieler anderer Moralisten nicht aus der Hand legt, ohne durch jede Seite ein größerer und besserer Mensch geworden zu sein, stimmt ihn die Lektüre der modernen französischen Moralisten, sowie der

englischen Bewunderer und Nachahmer dieser tändelnden Nation unzufrieden mit sich und seiner Umgebung: *This business is, to depreciate human nature, and consider it under its worst appearances. They give mean interpretations and base motives to the worthiest actions: they resolve virtue and vice into constitution. In short, they endeavour to make no distinction between man and man, or between the species of men and that of brutes. As an instance of this kind of authors, among many others, let any one examine the celebrated Rochefoucault, who is the great philosopher for administering of consolation to the idle, the envious, and worthless part of mankind* (T. Nr. 108).

Addison muß die Werke La Rochefoucaulds genau gekannt haben, denn sonst würde er schwerlich eine solch scharfe Kritik geübt haben. Dabei finden wir jedoch nur eine Anspielung auf sie. In einer Nummer des zweiten Sp. werden die Vorteile des Heeres geschildert, wird das Heer als die beste Schule des Lebens hingestellt; wobei Addison u. a. sagt:[1]) *The court has in all ages been allowed to be the standard of good breeding; and I believe there is not a juster observation in monsieur Rochefoucault, than that a man who has been bred up wholly to business, can never get the air of a courtier at court; but will immediately catch it in the camp* (Sp. Nr. 566).

La Rochefoucauld hat diese Wahrnehmung etwas kürzer und auch nicht so allgemein gefaßt, wenn er sagt: *L'air bourgeois se perd quelquefois à l'armée, mais il ne se perd jamais à la cour.*[2])

In Nr. 535 des Sp. warnt Addison vor der vielen Menschen eigenen Gewohnheit, kühne Luftschlösser zu bauen, und erzählt eine arabische Vision der berühmten Fabel, welcher La Fontaine in seinem Gedicht „La Laitière et le pot au lait" die bekannteste Form gegeben hat. Addisons Geschichte von dem Glashändler Alnaschar und seinen Luftschlössern ist der Märchensammlung von „Tausend und eine Nacht" entnommen, aber selbstverständlich nicht dem Original, sondern der Übersetzung des

---

[1]) Diese beiden Abhandlungen (T. 108, Sp. Nr. 566), in denen von La Rochefoucauld die Rede ist, werden von Richard Hurd in seiner Ausgabe der Werke Addisons nicht aufgeführt. Die anderen Ausgaben der Zeitschriften jedoch bezeichnen ihn als den Verfasser derselben.

[2]) La Rochefoucauld, Oeuvres, Paris 1868; I. S. 179. Max. 393.

Franzosen Galland (1646—1715), des berühmten Orientalisten und Numismatikers, der während seines langen Aufenthalts im Orient — er unternahm dorthin drei Reisen — mit den Sitten und der Literatur desselben außerordentlich vertraut geworden war. Über Addisons englische Wiedergabe des französischen Textes ist zu sagen, daß sie anfangs ziemlich wörtlich ist, jedenfalls Satz für Satz dem Sinne nach treu wieder gibt. Später kürzt Addison erheblich, aber nicht so, daß diese Kürzung irgend welche erheblichen Punkte der Vorlage ausließe, daß sie irgend wie das Verständnis der Erzählung beeinträchtigte oder auch sonst der Schönheit der Darstellung Abbruch täte.[1])

Wir finden selten eine Abhandlung Addisons, möge sie sich auch über die alltäglichsten Dinge auslassen, in der sich nicht irgend eine Anspielung findet, die von seiner Belesenheit Zeugnis ablegt. In seiner bekannten humoristischen Weise geißelt er im Sp. Nr. 247 die Schwatzhaftigkeit der Frauen. Er sucht nach Gründen, wie es kommt, daß der Redefluß den Frauen in höherem Maße eigen ist als den Männern. Oft habe er geglaubt, daß sie nicht die Gewalt über sich hätten, etwas für sich zu behalten, nicht die Fähigkeit, ihre Gedanken zu unterdrücken, sondern daß sie gezwungen seien, alles, was sie denken, auch auszusprechen. Dieser Umstand würde, so meint Addison, als ein sehr ins Gewicht fallendes Beweismittel für die Lehre der Cartesianer gelten können, daß die Seele immer denke, eine hingeworfene Bemerkung, die uns zeigt, daß Addison auch mit der Philosophie des Descartes bekannt und ihm seine Lehre, daß ebenso wie der Körper nicht ohne Ausdehnung denkbar ist und nicht existieren kann, so der Geist stets denkt oder immer Bewußtsein hat, wohl vertraut war. Diese Lehre vom stets denkenden Geiste, die Descartes sogar soweit treibe, zuzugeben, daß schon das Kind im Mutterleibe Bewußtsein habe, wird hier von Addison in humoristischer Weise gestreift. Aus anderen gelegentlichen Anspielungen ersehen wir, daß er die Gelehrsamkeit der Cartesianer sehr hoch schätzte (Sp. Nr. 421).

[1]) Die Geschichte Alnaschars ist zu lesen in: Galland, Les Mille et une nuit, contes arabes traduites en françois, Sixième Edition, revûë et corrigée. A le Haye 1741; Bd. V. S. 80 ff.

Auch Malebranche's Schriften, der in seinen philosophischen Untersuchungen an die Lehre von Descartes anknüpfte, hat Addison gekannt. In einem Briefe an den Bischof Hough sagt er, daß er Malebranche in Paris besucht und in ihm einen Bewunderer der englischen Nation kennen gelernt habe.[1]) Dabei spricht er von seinen tiefen Untersuchungen *(deep researches)*, die von den Engländern mehr geschätzt würden als von den Franzosen selbst. In seinen Zeitschriften zitiert ihn Addison jedoch nur einmal (Sp. Nr. 94), in einem Aufsatz, der die Menschen zu einer vernünftigen Beschäftigung und Ausnützung der Zeit anhalten will. Die subjektive Dauer der Zeit macht Addison in hohem Maße von unserer Beschäftigung abhängig. Wenn wir unser Leben mit Nichtstun verbringen, so kommt es uns lang und zugleich langweilig vor, wenden wir uns jedoch fleißiger Arbeit zu, so dauert es auch lange, ist aber nicht langweilig. Andererseits sagt er auch, daß wir unser Leben verkürzen, wenn wir an gar nichts denken, daß es uns aber sehr lang erscheinen wird, wenn wir an möglichst viele Dinge denken. Diese Gedanken erinnern ihn an Malebranche: *Accordingly Monsieur Mallebranche, in his „Enquiry after Truth", (which was published several years before Mr. Locke's „Essay on Human Understanding") tells us, That it is possible some creatures may think half an hour as long as we do a thousand years; or look upon that space of duration which we call a minute, as an hour, a week, a month, or a whole age.*

Wörtlich ist diese Stelle bei Malebranche nicht vorhanden. Doch finden sich ähnliche Stellen in dem ersten Buche seiner „Recherche de la vérité", wo er über die Täuschungen durch die Sinne handelt: *Cela paroît assez, de ce qu'en de certains temps une seule heure nous paroît aussi longue que quatre, et au contraire en d'autres temps quatre heures s'écoulent insensiblement.*

Seine Begründung ist auch anders als bei Addison: Vergnügte Stunden und Tage vergehen schnell und unmerklich, traurige Stunden und Tage jedoch scheinen ewig lange zu dauern. Doch fehlt der Berührungspunkt mit Addisons Ausführungen nicht. Die Stunden des Vergnügens vergehen schnell,

---

[1]) Addison's works, by R. Hurd; Bd. V, S. 332.

weil wir an wenig oder nichts denken, während wir im anderen Falle unsere Aufmerksamkeit auf alle möglichen Dinge richten. Er faßt seine Ausführungen in die Worte zusammen: *De sorte que je ne doute point que Dieu ne puisse appliquer de telle sorte notre esprit aux parties de la durée, en nous faisant avoir un très-grand nombre de sensations dans très-peu de temps, qu'une seule heure nous paroisse plusieurs siècles.* [1])

Wie ersichtlich, hat Addison den Passus bei Malebranche sehr frei behandelt; er wird ihn nur undeutlich in Erinnerung gehabt haben; denn sonst schließen sich seine Zitate ziemlich wörtlich an die französischen Autoren an.

Oft hat Addison Zitate von weniger bekannten Autoren aus dem „Dictionnaire historique et critique" von Pierre Bayle geschöpft. Wenn wir dem Zeugnis Tonsons [2]) Glauben schenken dürfen, daß dieses Werk, so oft er Addison besucht habe, aufgeschlagen auf seinem Arbeitstisch gelegen habe, so können wir wohl annehmen, daß Addison mehr stoffliche Anleihen bei ihm gemacht hat, als er in den Zeitschriften durch Angabe seiner Quelle kundtut.

Im Sp. Nr. 121 philosophiert Addison über die vielumstrittene Frage, ob den Tieren Vernunft beizumessen sei. Er beginnt seine Abhandlung mit der Behauptung, daß der Instinkt bei den verschiedenen Gattungen der Tiere verschieden ist und zwar auf Grund einer von ihm selbst gemachten Beobachtung. In dem Garten eines Freundes nämlich sieht Addison eine Henne mit einer Brut von kleinen Enten. Beim Anblick eines Teiches stürzen sich diese sogleich ins Wasser, während die Stiefmutter in großer Angst und Besorgnis gackernd um den Teich herumläuft, um die Kleinen aus einem Element herauszulocken, das ihr so gefährlich und verderblich zu sein scheint. Aus der verschiedenen Handlungsweise dieser verschiedenen Tiere darf nach Addison nicht der Schluß gezogen werden, daß die Tiere mit Vernunft begabt seien, und wenn wir ihr Handeln dem „Instinkt" zuschreiben, so gebrauchten wir nach Addisons Ansicht einen Ausdruck, dessen Bedeutung uns selbst nicht recht

---

[1]) Malebranche, De la Recherche de la Vérité, A Paris 1772; Bd. I. S. 85 f.

[2]) vgl. Lucy Aiken, The life of Joseph Addison, Bd. II S. 19.

klar sei. Er sieht die Ursache für solche verschiedene Handlungsweise in der unmittelbaren Wirkung der Vorsehung: *To me, as I hinted in my last paper, it seems the immediate direction of providence, and such an operation of the supreme Being, as that which determines all the portions of matter to their proper centres.* Einen Gewährsmann für seine Ansicht liefert ihm Bayle: *A modern philosopher, quoted by Monsieur Bayle in his learned dissertation on the souls of brutes, delivers the same opinion, though in a bolder form of words, where he says, Deus est anima brutorum, God himself is the soul of brutes.*

Addison ist hier in seiner Quellenangabe etwas ungenau. Die betreffende Stelle findet sich in Bayles Dictionnaire in dem Artikel „Rorarius". Sie lautet: *Les Philosophes les plus déterminez à croire, que les bêtes ne sont que de pures machines, doivent avouer de bonne foi, qu'elles font diverses actions, dont il leur est impossible d'expliquer le Mechanisme. Il seroit beaucoup plus court de se contenter de dire en général que Dieu, qui vouloit, que leur machine subsistât pendant quelque tems, a par sa sagesse infinie disposé leurs parties convenablement à cette intention. Il me semble d'avoir lu quelque part cette Thése, „Deus est anima brutorum": l'expression est un peu dure: mais elle peut recevoir un fort bon sens.*[1]) Als seinen Gewährsmann nennt Bayle Bernard.[2])

In derselben Weise wird Bayle von Addison zitiert in einem Aufsatz, der von den verschiedenen Methoden des Disputierens handelt. Addison rühmt die Kunst, mit der Socrates und Aristoteles ihre Gegner von der Richtigkeit ihrer eigenen Meinung zu überzeugen verstanden hätten, und kommt schließlich auf die Gewaltmittel und Folterqualen zu sprechen, die zur Zeit der Königin Mary in religiösen Streitfragen angewandt worden seien: *But the most notable way of managing a controversy, is that wich we may call Arguing by Torture. This is a method of reasoning which has been made use of with the poor refugees, and which was so fashionable in our country during the*

[1]) Pierre Bayle, Dictionnaire historique et critique, V. Edition par des Maiseaux, A Amsterdam, Leide, La Hague, Autrecht 1740; B. IV. S. 84. Anm. K.

[2]) Wahrscheinlich ist hier Jaques Bernard (1658—1718), der Fortsetzer von Bayles „Nouvelles de la République des lettres", gemeint.

reign of queen Mary, that in a passage of an author quoted by Monsieur Bayle, it is said the price of wood was raised in England, by reason of the executions that were made in Smithfield (Sp. Nr. 239).

Diese Anspielung geht auf Bayles Artikel über Ammonius zurück,[1]) einen Schriftsteller italienischer Abkunft, der im Anfang des 16. Jahrhunderts nach England kam und Sekretär Heinrichs VIII. wurde. Ammonius war mit Erasmus sehr befreundet und stand mit ihm in regem Briefwechsel. Einer dieser Briefe enthält die Bemerkung, daß man in England alle Tage Ketzer verbrenne, sodaß dadurch der Preis des Holzes aufschlage: *Lignorum precium auctum esse non miror, multi quotidie hæretici holocaustum nobis præbent, plures tamen succrescunt* . . . .

Addisons Mitteilung enthält übrigens einen sehr wesentlichen Irrtum: Ammonius hat diese Worte während der Regierung Heinrichs VIII. geschrieben, während der Sp. sie auf die Regierung seiner Tochter Maria bezieht.

Am Schlusse einer Abhandlung über den Tod, in welcher Addison die sündige Menschheit auf die Güte Gottes verweist als das einzige Mittel, das ihr erlaube, dem Tode ruhig ins Angesicht zu sehen, teilt er eine Hymne des Franzosen Des Barreaux mit, die eben solche Gedanken zum Ausdruck bringe. Addison kennt diese Hymne auch wieder nur durch die Vermittlung von Bayle, der sie als „*sonnet dévot*“ bezeichnet; sie sei sehr schön und jedermann in Frankreich bekannt. In der Besorgnis, daß eine englische Übersetzung dem französischen Original nicht gerecht würde, nimmt Addison die Hymne in französischem Wortlaut in den Sp. auf (Sp. Nr. 513). Er fügt noch hinzu, daß Des Barreaux einer der größten Schöngeister und Freidenker *(one of the greatest wits and libertines)* in Frankreich war, in den letzten Jahren seines Lebens aber zu dem Glauben an Gott zurückgekehrt sei. Auch diese Kenntnis von Des Barreauxs Charakter wird Addison Bayle zu verdanken haben; denn auch er berichtet in seiner Lebensbeschreibung dieses Mannes, Des Barreaux sei einer der größten Schöngeister

---

[1]) P. Bayle, Dict. Bd. I. S. 190 f.

des 17. Jahrhunderts gewesen, habe die Vergnügungen und die Freiheit geliebt, sei aber als Christ gestorben. Das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit, das Gefühl der Reue und die Ehrfurcht vor der Allmacht und vergebenden Liebe Gottes bringe die Hymne zum Ausdruck.[1])

Schließlich beruft sich Addison noch auf eine kritische Abhandlung Bayles in seinem Aufsatz über die Verwerflichkeit der Schmähschriften; bei dieser Gelegenheit lobt er Bayle als einen Mann von großer Gedankenfreiheit, von außerordentlicher Gelehrsamkeit und vortrefflichem Urteil (Sp. Nr. 451). Diese kritische Schrift Bayles ist seine „Dissertation sur les libelles diffamatoires“. Dieselbe ist, wie er sagt, entstanden im Anschluß an eine Stelle des Tacitus, wo berichtet werde, daß der Kaiser Augustus der erste gewesen sei, der auf Grund eines Gesetzesparagraphen *(par la loi de Majestate)* seine Richter angewiesen habe, die Verfasser von Schmähschriften zur Rechenschaft zu ziehen. Bayle sucht zunächst nach Gründen für diesen Erlaß des Augustus und verfolgt dann die Stellungnahme der einzelnen römischen Kaiser zu Majestätsbeleidigungen. Zum Schluß führt er aus, daß nicht bloß die Verfasser von solchen Schmähschriften strafbar seien, sondern auch ihre Leser und Verbreiter: *On peut dire que ceux qui se plaisent à la lecture des Libelles diffamatoires, jusqu'à donner leur approbation et à ceux qui les composent, et à ceux qui les débitent, sont aussi coupables que s'ils les avaient composéz; car s'ils n'en composent pas de semblables, c'est ou parce qu'ils n'ont pas le don d'écrire, ou parce qu'ils ne veulent rien risquer.*[2])

Diese ganzen Schlußbetrachtungen Bayles übernimmt Addison in wörtlicher Übersetzung; nur läßt er einige kurze Sätze, in denen Bayle das römische Gesetz buchstäblich anführt, aus, wohl, damit sein Aufsatz kein allzu gelehrtes, pedantisches Aussehen erhalte.

Addisons Vertrautheit mit der schönen Literatur und mit der Kritik und Philosophie Frankreichs ist uns durch die vorstehenden Untersuchungen bewiesen worden. Aber nicht nur

---

[1]) P. Bayle, Dict. Bd. II. S. 278 ff.
[2]) P. Bayle, Dict. Bd. IV. S. 592.

bei ästhetischen und philosophischen Fragen, auch für seine Aufsätze über kunsthistorische, archäologische und naturwissenschaftliche Stoffe hat er reichlich aus französischen Schriften geschöpft, zu manchem seiner Aufsätze wird er die erste Anregung durch die Lektüre eines französischen Werkes erhalten haben. Zur Vervollständigung unseres Überblickes über sein Verhältnis zur Literatur und Kultur der Franzosen haben wir uns auch noch mit den von ihm erwähnten französischen Werken aus diesen Gebieten in Kürze zu beschäftigen.

Im fünften seiner berühmten Aufsätze „On the Pleasures of the Imagination" (Sp. Nr. 415) unterhält uns Addison von den Eindrücken der Baukunst auf unsere Einbildungskraft. Die Erhabenheit in den Werken der Architektur kann beurteilt werden entweder nach der Masse und Gesamtheit eines Baues oder aber nach der Art, in welcher er aufgeführt ist. In der ersteren Art haben die Alten, vor allem die orientalischen Völker, viel Gewaltigeres geleistet als die modernen. Addison erwähnt aus dem Altertum als Werke, die wegen ihres kolossalen Umfangs und ihrer ungeheuren Ausdehnung heute manchen Leuten als erdichtete Wunder erscheinen, den babylonischen Turm, den Tempel des Jupiter Belus, den Felsen, den man zu einem Bilde der Semiramis gehauen, mit den kleineren neben diesem liegenden Felsen, welche die Gestalt der Könige hatten, die ihr zinsbar waren etc.

Zum zweiten ist die Erhabenheit des Stils in der Architektur, die Art und Weise der Anordnung der Teile eines Kunstwerks, von großer Wirkung auf die Einbildungskraft. In dieser Hinsicht verdient die von Lysippus verfertigte Statue Alexanders große Anerkennung. Weiter behauptet Addison als echter Neoklassiker, daß beim Betreten des Pantheon in Rom unsere Einbildungskraft mit etwas Großem und mit Erstaunen angefüllt werde, während der Anblick einer gothischen Kathedrale, wenngleich sie fünf mal größer ist als das Pantheon, sie nur wenig rühre.

Addison hat über diesen Gegenstand bei einem französischen Autor eine Beobachtung gelesen, die ihm sehr gut gefallen hat und zwar in Roland Fréarts (geb. in Mans, gest. 1676) „Parallèle de l'architecture antique et de la moderne". Addison

sagt, er wolle die betreffende Stelle mit all den technischen Ausdrücken, die Fréart selbst gebrauche, übersetzen. Nach diesen Worten Addisons dürfen wir annehmen, daß er uns eine ganz wörtliche Übersetzung liefert; eine Nachprüfung derselben ebenso wie eine Untersuchung über die sehr nahe liegende Vermutung, daß er zu seiner Abhandlung durch die Lektüre des Fréartschen Werkes überhaupt veranlaßt wurde, müssen wir uns leider versagen, da uns Fréarts Werk nicht zugänglich war. Fréarts Beobachtungen, denen Addison seine Zustimmung gibt, beziehen sich auf die Vorzüge eines durch schlichte Größe wirkenden Stils gegenüber einer Bauart, die durch den Reichtum der Ornamente das Auge des Beschauers fesseln will.

Im G. Nr. 96 zitiert Addison eine Stelle aus den Werken des Archäologen Le Comte (geb. um die Mitte des 17. Jahrh., gest. 1712). Von dem Grundsatze ausgehend, daß eine Nation immer besondere Auszeichnungen für große Verdienste haben müsse, prüft Addison die Gewohnheiten verschiedener Völker in dieser Hinsicht. Von allen Auszeichnungen, die weder gefährlich noch nachteilig für den Geber sind, findet er keine so merkwürdig wie die Titel, die von dem Kaiser von China verliehen werden. Wie Le Comte sage, würden diese dem zu Belohnenden erst nach seinem Tode verliehen. Wenn jemand seinem Kaiser bis zum letzten Augenblicke gefallen habe, werde er in allen öffentlichen Denkschriften mit dem Titel genannt, den ihm der Kaiser verliehen habe, auch richte sich danach der Rang seiner Kinder. Addison hält diese Auszeichnung für eine so sehr zweckmäßige, weil sie den ehrgeizigen Untertanen immer in einer beständigen Abhängigkeit zurückhalte, ihn wachsam mache und zur Tat ansporne und ihn sich immer dem Willen seines Herrn anpassen lasse.

Welchem der Werke Le Comtes Addison diese Bemerkung entlehnt hat und in wieweit dieselbe wörtlich ist, müssen wir aus demselben Grunde wie bei Fréart dahin gestellt sein lassen. Auch Le Comtes Werke sind uns leider nicht zugänglich.

Addison hebt in diesem Aufsatz außerdem noch hervor, daß die Römer fast alle großen Ereignisse durch Prägung besonderer Münzen feierten und so die Verdienste ihrer großen Männer ehrten. Auf diese Weise hätten sie gleichsam ihre

ganze ruhmreiche Geschichte auf Münzen aufgezeichnet. Er beklagt es, daß die Engländer nicht so sorgsam gewesen sind und hält sie zur Nachahmung der Franzosen an, welche sie dadurch übertroffen hätten, daß sie eine Gesellschaft zur Erfindung von geeigneten Inschriften und Entwürfen errichtet hätten (Académie des Inscriptions), wodurch auch sie die ganze Geschichte ihres gegenwärtigen Königs auf einer fortlaufenden Reihe von Münzen dargestellt bekommen hätten. Doch hält er es für einen Mißgriff, daß sie nur eine so kleine Anzahl von jeder Art geschlagen, weil sie im Laufe der Zeit bald verloren gehen müßten und nur noch in den Händen von Sammlern gefunden werden könnten. Die Grundsätze, nach denen eine solche Gesellschaft errichtet werden müßte, bilden den Schluß der Abhandlung.

Nr. 156 und Nr. 157 des G. enthalten eine Betrachtung über das Leben und Treiben der Ameisen. Addison hat diese Ausführungen einem Briefe entnommen, der von Mitgliedern der französischen Akademie veröffentlicht und auch bald ins Englische übersetzt worden war. Mit Namen genannt ist in den von Addison mitgeteilten Abschnitten dieser Aufsätze nur Monsieur de la Loubère (1642—1721), ein französischer Literat und Reisender, der nach seinem Eintritt in die Diplomatie im Jahre 1687 von Ludwig XIV. nach Siam geschickt wurde und dort etwa drei Monate verweilte. In seinem Werke über Siam schreibe er auch über die Ameisen. In den folgenden Nummern des G. (bis Nr. 160) erfahren wir, weshalb Addison diese von den Franzosen stammende, einfach naturgeschichtlich dargestellte Abhandlung über das Leben der Ameisen seinen Lesern mitteilt. Er will gleichsam das Gemein- und Staatsleben der Ameisen, ihren unermüdlichen Fleiß, ihre Ordnungsliebe, ihre Umsicht und Vorsicht, ihre Hilfsbereitschaft und Gütergemeinschaft für die menschliche Gesellschaft als mustergiltig hinstellen.

Wie gelegentlich schon hervorgehoben wurde, zieht Addison auch die Musik in den Bereich seiner Betrachtungen. Er widmet der englischen Oper drei Abhandlungen (vgl. Sp. Nr. 5, 18, 29). Die englische Oper stammt ebenso wie die französische aus Italien. Addison skizziert ihre Entwicklung

bis auf seine Zeit und bezeichnet den derzeitigen Geschmack als einen sehr unsicheren; das Publikum wisse nicht, woran es Gefallen habe; im allgemeinen sei es erfreut über alles, was nicht englischen Ursprungs sei. Die italienische, französische und deutsche Musik würden in gleicher Weise der englischen vorgezogen, die fast ganz ausgerottet zu sein scheine (Sp. Nr. 18). Vor allem wendet sich Addison gegen den zu starken Einfluß der italienischen Musik. Die Komponisten sollten nur das aus ihr entnehmen, was die englische Musik lieblicher und angenehmer machen könne, nicht aber letztere ganz zurückdrängen und vernichten. In erster Linie sollten die Komponisten ihre Musik der Gemütsart ihres eigenen Volkes anpassen und bedenken, daß die Musik eine Kunst von relativer Beschaffenheit sei, daß für das eine Ohr Wohlklang sei, was für ein anderes Ohr wie eine Dissonanz klänge. Wegen der Beachtung dieses Punktes lobt er ganz besonders Jean-Baptiste de Lully, den ersten berühmten französischen Komponisten, der, italienischer Abkunft 1633 in Florenz geboren, im Alter von 13 Jahren mit einem französischen Edelmann, de Guise mit Namen, nach Frankreich ging und in Paris 1687 starb. Vom Küchenjungen der Madame de Montpensier avancierte er bald zu dem ersten Geigenspieler in den Salons, bis ihm 1652 der König die Leitung seiner „Violons“ übertrug. Seine schönen Kompositionen verschafften ihm Erfolg auf Erfolg und immer höhere Ämter. Von ihm sagt Addison, daß er die französische Musik außerordentlich mangelhaft und barbarisch gefunden habe. Da er jedoch die Gemütsart des französischen Volkes, die Eigentümlichkeiten seiner Sprache gekannt und gewußt habe, daß er für nicht vorurteilsfreie Ohren komponiere, so habe er die französische Musik keineswegs ausgerottet und sie durch die italienische ersetzt, sondern sie durch zahllose von den Italienern geborgte Verschönerungen und Modulationen verbessert und verfeinert. Auf diese Weise sei die französische Musik in ihrer Art vollkommen und stehe der italienischen nicht nach. Die Musik der Franzosen sei in der Tat ihrer Aussprache und ihrem Akzent sehr angepaßt, wie überhaupt ihre ganze Oper mit der Gemütsart eines so lustigen und leichtlebigen Volkes in Einklang stehe. Die Chorlieder, an denen jene Opern so

reich seien, gäben dem Parterre oft Gelegenheit, mit der Bühne sich zu vereinigen. Diese Neigung des französischen Publikums, mit den Darstellern zugleich mitzusingen, herrsche so sehr vor, daß er oft bemerkt habe, wie der Sänger bei einem schönen Liede oft nichts weiter tue als der Geistliche in der Pfarrkirche, der nur ein Lied anstimme und dann durch die Gemeinde überstimmt werde. Addison schließt seine Ausführungen über die Musik mit der Bemerkung, daß in ihr sowohl, wie auch in der Architektur und Malerei, die Kunst sich nach dem Geschmack des Volkes richten müsse, nicht umgekehrt. Und in dieser Hinsicht scheint ihm die französische Musik Lob zu verdienen, obwohl er nicht umhin kann, die unpassenden Kostüme der französischen Sänger und Sängerinnen zu verspotten. Jeder Sänger, der auf die Bühne komme, sei ein Stutzer *(beau)*. Die Königinnen und Heldinnen seien so geschminkt, daß sie so rot und kirschfarbig im Gesichte aussähen wie Milchmägde. Die Schäfer gingen alle in gestickten Kleidern einher und würden auf einem Balle mehr Ehre einlegen als die englischen Tanzlehrer. Er habe einmal ein paar Flüsse in roten Strümpfen erscheinen und Alpheus, der sein Haupt mit Binsen und Riedgras hätte bedecken sollen, in einer schönen langgeknüpften Perücke und einem Federbusch einen Liebesantrag machen sehen. Dieses und ähnliches mehr hielten die Engländer für töricht und ungebührlich, die Franzosen aber für lustig und wohlanständig (Sp. Nr. 29).

Mehrere Male stützt sich Addison auf französische Autoren, ohne uns ihren Namen anzugeben. Im T. Nr. 117 spricht er von der Freude, die er an dem Glück und Wohlergehen anderer Menschen findet. Nichts bereite ihm mehr Behagen als die Befreiung guter und edler Menschen aus Not und Gefahr. Nachdem er diesen Gedanken allgemein ausgeführt hat, bringt er uns eine solche Empfindungen erweckende Erzählung aus einem französischen Autor, dessen Name, wie er sagt, ihm entfallen ist.

Die Geliebte des Helden dieser französischen Geschichte, deren glückliche Lösung Addison erfreut, ist die Schwester seines intimsten Freundes, der aus gewissen Gründen für tot ausgegeben wird, während er sich zum Verlassen seiner Heimat

anschickt, um auf Abenteuer auszugehen. Sobald der Held von dem Tode seines Freundes hört, begibt er sich zu seiner Geliebten, um sie zu trösten. Bei seinem Eintritt in ihren Garten bemerkt er in einiger Entfernung die junge Dame, wie sie einen Mann mit der größten Zärtlichkeit umschlungen hält. Er entfernt sich unbemerkt, begibt sich auf Reisen und erfährt erst nach vielen Abenteuern, daß die Person, die er in den Armen seiner Geliebten gesehen hat, ihr eigener Bruder war, der vor dem Verlassen seiner Heimat Abschied von ihr nahm, daß die Umarmung nichts weiter gewesen war, als das zärtliche Lebewohl einer Schwester. So hatte er mit einem Male — diese Schlußworte müssen wir wohl für einen Zusatz Addisons halten — die angenehmsten Empfindungen, die ein menschliches Herz haben kann, die Freude, seinen Freund, den er für tot hielt, am Leben zu wissen, und die Gewißheit der Treue seiner Geliebten, die er für unbeständig gehalten hatte.

Im Sp. Nr. 317 ermahnt Addison seine Leser, ihr Leben gut anzuwenden, damit ihrer mit Ehren nach ihrem Scheiden aus dieser Welt gedacht werden könne. Aber die meisten Menschen hinterließen keine beachtenswerte Spur ihres Daseins: *Their actions are of no significancy to mankind, and might have been performed by creatures of much less dignity than those who are distinguished by the faculty of reason. An eminent French author speaks somewhere to the following purpose; I have often seen from my chamber-window two noble creatures, both of them of an erect countenance and endowed with reason. These two intellectual Beings are employed from morning to night in rubbing two smooth stones one upon another; that is, as the vulgar phrase it, in polishing marble.*

Die Quelle dieses Zitates ist uns nicht bekannt. Es ist jedenfalls kein glückliches, da es sich in der angeführten Stelle um Arbeiter handeln kann, die sich mit einer so eintönigen geistlosen Beschäftigung ihr Brot verdienen mußten, während Addison nur solche Menschen tadeln will, die ihre Zeit vergeuden ohne Nutzen für sich und ihre Mitmenschen.

Im Sp. Nr. 387 preist Addison das Glück der Menschen, welche eine heitere Seele besitzen, und betont die Vorteile einer solchen Gemütsverfassung um so nachdrücklicher, weil gerade

seine Landsleute diese segenbringenden Eigenschaften der Fröhlichkeit in weit geringerem Maße besäßen als irgend ein anderes Volk. Eine düstere Stimmung wandelt gleichsam wie ein Dämon durch unsere Insel, schließt Addison und verweist zur Bekräftigung dieses Urteils auf die drastische Schilderung des englischen Wetters und der englischen Laune, mit welcher ein berühmter französischer Novellist eine seiner Erzählungen beginnt: *A celebrated French novelist, in oposition to those who begin their romances with the flow'ry season of the year, enters on his story thus: In the gloomy month of November, when the people of England hang and drown themselves, a disconsolate lover walked out into the fields etc.*

Nr. 594 des Sp. handelt von der Verleumdung und den Mitteln, die man anwenden soll, um sich nicht selbst dieser Sünde schuldig zu machen. Es werden zu diesem Zwecke einige gute Lehren aus einem französischen Traktat angeführt, der für die Mitglieder des berühmten Klosters de la Trappe bestimmt war: *The fathers are there ordered, never to give an ear to any accounts of base or criminal actions; to turn off all such discourse if possible; but in case they hear any thing of this nature so well attested that they cannot disbelieve it, they are then to suppose, that the criminal action may have proceeded from a good intention in him who is guilty of it.*[1])

Auch in einer der letzten Nummern des Sp. (Nr. 632) wird gleich im Anfang ein ungenannter und uns bis jetzt noch unkekannter französischer Autor zitiert: *The love of symmetry and order, which is natural to the mind of man, betrays him sometimes into very whimsical fancies. „This noble principle, says a French author, loves to amuse itself on the most trifling occasions. You may see a profound philosopher, says he, walk*

---

[1]) Nach einer Anmerkung einer mir gütigst von Herrn Prof. Koeppel aus seinem Privatbesitz zur Verfügung gestellten Ausgabe des Sp. (Einbändige Ausgabe vom Jahre 1832, published by Jones & Comp., London) hat Addison diese Mitteilungen einer kleinen Schrift von Félibien „Description de l'Abbaye de la Trappe", Paris 1671, neugedruckt 1682, entlehnt. Die im Eingang der Arbeit angegebenen Sp.-Ausgaben enthalten keinerlei Angaben über die Namen derjenigen französischen Autoren, die Addison ohne Namensangabe zitiert.

for an hour together in his chamber, and industriously treading, at every step, upon every other board in the flooring."

Im G. Nr. 111 stellt Addison, um die englische Jugend aufzumuntern, ihre Kenntnisse zu vermehren, den Satz auf, daß Gelehrsamkeit, unter der er jegliche Art nützlicher Kenntnisse in theoretischer und praktischer Hinsicht versteht, die natürliche Quelle von Glück und Ehre sei. Zur Begründung dieses Satzes verweist er auf eine Stelle aus der Bibel, die berichtet, daß Gott dem König Salomo im Traume erschienen sei und ihn aufgefordert habe, einen Wunsch auszusprechen, den er ihm erfüllen wolle. Salomo wünscht sich nichts als ein verständiges Herz, mit dem er Gutes und Böses, Recht und Unrecht unterscheiden könne. Diese Antwort gefällt Gott wohl, er gibt Salomo ein weises und verständiges Herz und damit auch Reichtum, Gesundheit und Ehre.[1]) Diese Erzählung hat, wie Addison sagt, ein berühmter französcher Dichter in der Form einer Allegorie trefflich behandelt. Den Namen des französischen Dichters nennt er nicht, obwohl er noch näher auf die Allegorie selbst eingeht. Es scheint ihm, daß der Dichter durch die Fabel der drei Göttinnen, die dem Paris erschienen, oder wahrscheinlicher durch die von Xenephon berichtete Vision des Hercules, in welcher die Lust und die Tugend auftreten und sich den Helden streitig machen, zu seiner Allegorie veranlaßt worden ist. Über den Inhalt dieser uns bis jetzt noch nicht bekannten französischen Dichtung bemerkt Addison noch: *Health, Wealth, Victory, and Honour are introduced successively in their proper emblems and characters, each of them spreading their temptations, and recommending herself to the young monarch's choice. Wisdom enters the last, and so captivates him with her appearance, that he gives himself up to her. Upon which she informs him, that those who appeared before her were nothing else but her equipage; and that since he had placed his heart upon Wisdom, Health, Wealth, Victory, and Honour, should always wait on her as her handmaids.*

---

[1]) vgl. Altes Testament, II. Buch der Chronika, I. V. 7—12.

c) Die literarische Kritik der Mitarbeiter der Zeitschriften.

Unter den Mitarbeitern der Zeitschriften Steeles und Addisons finden sich verhältnismäßig viele, die Gebrauch von ihrer Kenntnis der französischen Literatur machen. Freilich dürfen wir von ihnen nicht eine eindringliche Kritik in der Art Addisons erwarten; sie ziehen sie nur meistens zum Vergleiche bei ihren Ausführungen heran.

George Berkeley.

George Berkeley war, nachdem er sich bereits durch Veröffentlichung philosophischer Schriften einen Namen gemacht hatte, im Januar 1713 von Dublin nach London übergesiedelt, wo er bald mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern der damaligen Zeit, mit Steele, Addison, Pope, Swift und Arbuthnot bekannt wurde. In diese Zeit seines Londoner Aufenthalts vom Januar bis November 1713 fallen seine Beiträge zum G., 14 an der Zahl, die fast alle philosophischen Inhalts sind; hauptsächlich bemüht er sich, die christliche Religion gegen die materialistischen Freidenker zu verteidigen.

In seinem ersten Beitrage (G. Nr. 3) verspottet er Collins „Discourse of Freethinking“, wenige Wochen später schreibt er eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele (G. Nr. 27), die er den Zweifeln der Freidenker gegenüber behauptet und begründet. In einer Nachschrift zu diesem Aufsatz bemerkt er: *It has been observed by the Christians, that a certain ingenious foreigner, who has published many exemplary jests for the use of persons in the article of death, was very much out of humour in a late fit of sickness, till he was in a fair way of recovery.*

Diese spöttische Bemerkung war gegen den französischen Schriftsteller Deslandes (1690—1757) gerichtet,[1]) der im Jahre 1713 ein Buch veröffentlicht hatte, betitelt: Réflexions sur les

[1]) vgl. Anmerkung zum G. Nr. 27 in der Ausgabe von J. Ferguson, London 1819.

grands hommes qui sont morts en plaisantant, ein Buch, das viele Leser gefunden zu haben scheint und auch bald nachher von Boyer ins Englische übersetzt wurde (1713). Deslandes erweist sich in seinen Betrachtungen als ein Ungläubiger und Anhänger derer, die von der Unsterblichkeit der Seele und einer göttlichen Vergeltung nach dem Tode nichts wissen wollen. Von ihm erzählt Berkeley, daß er während einer schweren Krankheit, die ihn in England betroffen hatte, seine Irrtümer eingesehen, seine Lehre widerrufen und bereut habe. Diese Bemerkung Berkeleys blieb nicht ohne Widerspruch und er sieht sich deshalb veranlaßt, in einer späteren Nummer, in der er wieder gegen die Freidenker polemisiert auf sie zurückzukommen (G. Nr. 39). Er bleibt dabei, daß Deslandes entgegen seiner Lehre, nach welcher er den Tod nicht als ein Übel hätte empfinden dürfen, sich während seiner Krankheit in großer Angst und Unruhe befunden habe. Auch der Einwand, daß Deslandes so gefaßt gewesen sei, daß er in den weniger schweren Zeiten seiner Krankheit gedichtet habe, kann ihn von seiner Behauptung nicht abbringen, um so weniger, als er an die Existenz dieser Verse nicht recht glauben kann.

An anderer Stelle läßt sich Berkeley über einige Punkte der Cartesianischen Lehre vernehmen. Für Nr. 35 des G. liefert er einen erdichteten Brief, in welchem ein weit gereister Mann, Ulysses Cosmopolita, dem Mr. Ironside eines seiner Erlebnisse in Frankreich mitteilt. Er habe auf seiner Reise durch Frankreich mit einem Franzosen Freundschaft geschlossen, und dieser neue Freund habe ihn eines Tages in seine Wohnung geführt, um ihm dort eine Schnupftabaksdose zu zeigen, die er als ein Erbstück eines Onkels, des Verfassers der „Voyage to the world of Descartes“, bezeichnet habe. Diese Dose habe der Franzose ihm zum Geschenk gemacht mit den Worten, daß er kein passenderes Mittel wüßte, den Geist mit Kenntnissen in den Künsten und Wissenschaften anzufülllen als eine richtige Anwendung dieser Schnupftabaksdose: *„You must know“, said he, „that Descartes was the first who discovered a certain part of the train, called by anatomists the Pineal Gland, to be the immediate receptacle of the soul, where she is affected with all sorts of perceptions, and exerts all her operations by the intercourse of the*

animal spirits which run through the nerves that are thence extended to all parts of the body". He added, that the same philosopher having considered the body as a machine, or piece of clockwork, which performed all the vital operations without the concurrence of the will, began to think a way may be found out for separating the soul for some time from the body, without any injury to the latter; and that after much meditation on that subject, the above-mentioned virtuoso composed the snuff he then gave me; which, if taken in a certain quantity, would not fail to disengage my soul from my body. „Your soul", continued he, „being at liberty to transport herself with a thought wherever she pleases, may enter into the pineal gland of the most learned philosopher, and being so placed, become spectator of all the ideas in his mind, which would instruct her in a much less time than the usual methods."

Auf schlimmere Weise konnte Berkeley Descartes' Lehre, daß die Funktionen der Seele in der Zirbeldrüse ihren Ursprung hätten oder diese der Sitz der menschlichen Seele sei und letztere vom Körper zeitweise getrennt werden könne,[1]) wohl nicht ins Lächerliche ziehen. Dieser Schnupftabak dient ihm nun als Mittel, die eigene Seele in die aller möglichen Menschen eindringen zu lassen und hier Beobachtungen über deren Denken anzustellen. So tut er auch einen Einblick in die Seele oder Zirbeldrüse eines hervorragenden Freidenkers, was ihm Gelegenheit gibt, gründlich gegen diese Art von Philosophen loszuziehen.

Eustace Budgell.

Eustace Budgell, dessen Leben ein so tragisches Ende nahm, war als Verwandter und zeitweiliger Hausgenosse Addisons am Sp. wie am G. stark beteiligt, im ganzen werden ihm 37 Aufsätze zugeschrieben.

In einem seiner Beiträge (Sp. Nr 77) schildert uns Budgell den Charakter eines „Zerstreuten". Eins der Mitglieder des Sp.-Klubs, W. Honeycomb, ist ihm der Typus eines solchen,

[1]) vgl. Descartes, Oeuvres, publ. par Cousin, Paris 1824; IV. Bd. S. 63 ff.

und ein paar kleine Episoden aus ihrem Verkehr bieten ihm Gelegenheit, seine allgemeinen Bemerkungen über die Zerstreutheit zu illustrieren. Zum Schluß fügt er noch die Zeichnung dieses Charakters durch La Bruyère an: *Monsieur Bruyere has given us the character of „an absent man", with a great deal of humour, which he has pushed to an agreeable extravagance; with the heads of it I shall conclude my present paper.* Wie Budgell selbst sagt, greift er nur die ihm am wichtigsten erscheinenden Punkte aus der Schilderung La Bruyères heraus, sodaß diese bei ihm bedeutend gekürzt erscheint. Was er jedoch aus La Bruyères Darstellung auswählt, übersetzt er wörtlich.[1])

Einem anderen Beitrag hat er das Motto vorausgeschickt: *Necessity is the mother of invention.* Hier (Sp. Nr. 283) bespricht Budgell die verschiedenen Mittel, zu Reichtum zu gelangen und stellt Fleiß, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit und eine richtige Ausnützung der Zeit als die besten Mittel hin. Dann erzählt er zur Illustration seines Mottos, wie einst Rabelais sich durch einen schlauen Einfall aus einer großen Notlage heraushalf. Im Jahre 1533 war der Kardinal Du Bellay zum Gesandten in Rom ernannt worden. Auf seiner Reise dorthin traf er in Lyon mit Rabelais, seinem alten Schulfreund, zusammen und machte ihm den Vorschlag, er möge ihn als Arzt nach Italien begleiten. Voll Freude und Dank nimmt Rabelais das Anerbieten an. Jedoch währte sein Aufenthalt in Italien nicht allzu lange, denn nach 6 Monaten kehrte er mit einer diplomatischen Mission an den König von Frankreich zurück. Von dieser Rückkehr nach Frankreich nun wissen die Biographen Rabelais' eine Anekdote zu erzählen, die auch Budgell im Sp. auf Treu und Glauben berichtet. In Lyon nämlich seien Rabelais, dem auch er das Prädikat eines geistreichen Autors beilegt, die Mittel ausgegangen, seine Reise nach Paris fortzusetzen. Er sei in seiner Not auf den Einfall gekommen, etwas Ziegelsteinstaub zu sammeln, denselben in drei kleine Tütchen zu tun und diese mit den Aufschriften zu versehen:

---

[1]) vgl. den Charakter eines Zerstreuten bei La Bruyère, Oeuvres, I. Bd. S. 347 ff.

Poison for Monsieur, Poison for the Dauphin, Poison for the King. Er habe diese Tütchen so gelegt, daß sie sein Wirt habe finden müssen; mit anderen Worten, er stellte sich, als sei er das Werkzeug eines Komplots gegen den König und seine Familie. Sein Plan sei gelungen. Der Wirt habe sofort die Polizei von seinem Funde in Kenntnis gesetzt, Rabelais sei als Staatsverbrecher auf Kosten des Königs nach Paris geführt worden. Bei seiner Ankunft aber habe man ihn sofort als den berühmten Rabelais erkannt und über seinen Scherz gelacht, als sich herausstellte, wie harmlos sein Pulver war. Die Biographen erzählen noch, der König habe ihn zur Tafel geladen.

Nach Eugène Noël „Rabelais, sa vie et son œuvre", Paris 1859 (Collection Hetzel et Lévy) wird diese Anekdote von den älteren Biographen Rabelais durchweg als wahr erzählt. Er selbst hält es für unwahrscheinlich, daß Rabelais, der so allgemein bekannt und geachtet war, sich jemals so ganz ohne Hilfsmittel befunden habe, vor allem nicht in Lyon, wo er mehrere reiche Bekannte, unter anderen drei französische Drucker, Juste, Sébastien Gryphe und Dolet, gehabt habe, die ihn sicher unterstützt hätten. Jedenfalls war die Anekdote in England sehr verbreitet und so hat sie auch Budgell, sei es aus schriftlicher oder mündlicher Überlieferung, übernommen, um ein geeignetes Beispiel für sein Thema zu haben.

Im Sp. Nr. 341 verteidigt Budgell humoristisch die heiteren Epiloge, wie sie in jener Zeit in England nach der Aufführung von Tragödien üblich waren, gegen eine Zuschrift an den Sp. in Nr. 338, die gegen diese Sitte gerichtet ist. Er führt hier die Autorität der Franzosen für seine Ansicht ins Feld und weist ausdrücklich darauf hin, daß die Franzosen, die von ganz Europa wegen ihres feinen Geschmacks geachtet werden, alle ihre tragischen Stücke mit einem kurzen Nachspiel (Petite pièce genannt) schließen, das dazu dienen soll, die Zuhörer aufzuheitern und vergnügt nach Hause zu schicken. Und zwar komme es dabei häufig vor, daß der Darsteller des Hauptcharakters in der Tragödie auch die Hauptrolle des *„Petite Piece"* spiele. So hat Budgell in Paris selbst einmal die Rolle des Orestes und des Lubin an demselben Abend von demselben Schauspieler spielen sehen.

Der große Unterschied der beiden Rollen leuchtet ohne weiteres ein: Orestes ist die tragische Hauptfigur in Racines „Iphigénie“, Lubin ist eine Rolle in Molières „George Dandin“, der Diener des Clitandre, welcher George Dandin durch sein Liebesverhältnis mit dessen Frau Angélique hintergeht; der Name „Lubin“ bezeichnet stets einen tölpelhaften Kerl, soviel wie einen dummen Teufel.

Mit den Worten einer englischen Komödie, des Steeleschen Schauspiels „The Funeral, or, Grief à la mode“ (1701), wendet sich Budgell gegen die allzu große Vertraulichkeit und Ungeniertheit zwischen Ehegatten, eine Vertraulichkeit, die im stande ist, das Schamgefühl eines gesitteten Menschen zu verletzen, und dazu beitragen muß, den lockeren Sitten Frankreichs noch leichteren Eingang in England zu verschaffen. Nach der Hochzeit, in der Ehe, seien die Gatten nur allzu leicht geneigt ihre Kleidung zu vernachlässigen: *But besides the too common fault in point of neatness, there are several others which I do not remember to have seen touched upon, but in one of our modern comedies, where a French woman offering to undress and dress herself before the lover of the play, and assuring his mistress that it was very usual in France, the Lady tells her that is a secret in dress she never knew before, and that she was so unpolished an English woman, as to resolve never to learn even to dress before her husband* (Sp. Nr. 506).

John Hughes.

John Hughes hat den Zeitschriften seit der Zeit ihres Bestehens als Mitarbeiter angehört. Anfang des 18. Jahrhunderts (1702) übersetzte er Fontenelles „Dialogues des Morts“ und widmete sie dem Earl of Wharton, dem Statthalter von Irland, bei dem Addison eine Zeit lang als Sekretär angestellt war. Wharton nahm auch Hughes in seine Dienste und von daher datiert wahrscheinlich seine Bekanntschaft mit Addison und seine spätere Mitarbeit an den Zeitschriften.

Auf die französische Literatur nimmt Hughes in zwei Beiträgen Bezug. Einer derselben behandelt das Thema der Frauenerziehung (Sp. Nr. 33). Zum Gegenstand seiner Be-

trachtung macht der Sp. die Töchter eines Freundes, Laetitia und Daphne. Laetitia ist die größte Schönheit ihrer Zeit, von ihrer Kindheit an wird ihr von allen Seiten der Hof gemacht, sie hört nichts als Schmeicheleien über ihre Gestalt und ihr Aussehen. Die Folge davon ist, daß sie eitel und kokett wird. Ihre Schwester Daphne dagegen hat keine äußeren Vorzüge aufzuweisen, besitzt aber die echt weibliche Tugend und Anmut, die jedermann gefällt. Laetitia macht sich gern wichtig, ist dabei immer übelgelaunt und unfreundlich, Daphne dagegen erscheint stets einfach, offen und heiter. So kommt es, daß der Liebhaber der Laetitia durch ihr kaltes und kokettes Wesen abgestoßen wird und an dem schlichten, natürlichen Benehmen der Daphne Gefallen findet. Schließlich gesteht er sogar der nicht schönen, aber liebenswürdigen tugendhaften Daphne seine Liebe, worüber diese ebenso wie ihr Vater sehr erstaunt ist. — Der Sp. macht den Frauen den Vorwurf, daß sie nicht erkennen, auf welchem Gebiet ihre Anziehungskraft und ihre Reize liegen, daß sie besonders zu eitel und zu kokett sind und fährt dann fort: *For this reason I shall recommend the following extract out of a friend's letter to the professed beauties, who are a people almost as unsufferable as the professed wits.* Der Brief, der von Hughes stammt, beginnt: *Monsieur St. Evremond has concluded one of his essays with affirming, that the last sighs of a handsome woman are not so much for the loss of her life as of her beauty.* St. Evremond weist in einer kleinen Abhandlung „Sur la complaisance que les Femmes ont en leur Beauté" darauf hin, wie viel sich die Frauen auf ihre Schönheit zu gute tun und wie herb und bitter ihnen der Verlust derselben ist. Hier findet sich auch der Satz, den Hughes zitiert: *En quelque lieu qu'une Belle personne soit retirée, en quelque état qu'elle soit, ses Appas lui seront chers. Ils lui seront chers dans la Maladie; et si la Maladie va jusqu'à la Mort, le dernier Soupir est moins pour la perte de la Vie, que pour celle de la Beauté.* [1]) Das scheint jedoch Hughes etwas übertrieben, wenn er auch zugestehen muß, daß die Frauen leider allzuviel auf ihre Schönheit geben: *Perhaps this raillery is pursued too far,*

---

[1]) vgl. St. Evremond, Oeuvres, I. S. 351 ff., bes. S. 356.

yet it is turned upon a very obvious remark, that woman's strongest passion is for her own beauty, and that she values it as her favourite distinction. From hence it is that all arts, which pretend to improve it or preserve it, meet with so general a reception among the sex. Der Brief von Hughes enthält dann weiter noch sehr beachtenswerte Gedanken und Grundsätze zur Frauenerziehung.

In der vorletzten Nummer des ersten Sp. (Sp. Nr. 554) erinnert er gleich zu Anfang ohne Namensnennung an den Ausspruch eines berühmten französischen Autors, daß noch niemand seine Fähigkeiten so weit ausgebildet habe, als es hätte geschehen können. Ob diese Behauptung richtig ist, will er nicht weiter untersuchen, doch gibt er zu, daß auch Männer vom größten Fleiß und von der größten Gelehrsamkeit auf viele müßige Stunden zurückblicken können und daß ein jeder, falls er sein Leben noch einmal von vorn beginnen könnte, es besser ausfüllen würde. Auf den eingangs erwähnten französischen Schriftsteller kommt er im Laufe seines Aufsatzes nicht mehr zu sprechen.

Alexander Pope.

Popes Mitarbeit an den Zeitschriften beschränkt sich auf den G. Courthope schreibt ihm in seiner Ausgabe der Werke Popes die Nummern 4, 11, 40, 61, 91, 92, 173 des G. zu, zu denen ich noch aus später zu erklärenden Gründen Nr. 78 hinzufügen möchte. In Nr. 61 spricht Pope über die Behandlung von Tieren; er macht die Menschen für ihre Tierquälerei verantwortlich und zeigt, wie grausam sie sind, wenn sie die unschuldigsten Tiere verfolgen und vernichten. Er beruft sich dabei auf Montaigne, dem er folgende Stelle fast wörtlich entnimmt: *Montaigne thinks it some reflection upon human nature itself, that few people take delight in seeing beasts caress or play together, but almost every one is pleased to see them lacerate and worry one another.* Über diesen Gegenstand hat sich Montaigne in seinem Essay „De la Cruauté" verbreitet, wo die betreffende Stelle, wie folgt, lautet: *Nature a, ce crains ie, elle-mesme attaché à l'homme quelque instinct à l'inhumanite.*

Nul ne prent son esbat à voir des bestes s'entreiouer es caresser; et nul ne faut de le prendre à les voir s'entredeschirer et desmembrer. [1])

Pope teilt die Entrüstung der Ausländer über das Vergnügen, das die Engländer an der Bärenhatz, den Hahnenkämpfen und ähnlichem empfinden. Auch gegen den Jagdsport wendet er sich, obgleich er in so hohem Ansehen steht und so eifrig betrieben wird. Wenn er auch die Meinung Monsieur Fleurys, daß dieser Sport ein Rest gothischer Barbarei sei, nicht teilen kann, so muß er doch eine häßliche Sitte verabscheuen, die barbarisch genug sei, um von den Gothen oder gar von den Scythen herrühren zu können. Er meint die grausame Höflichkeit, welche die englischen Jäger Damen von Stande erweisen, indem sie ihnen das Messer in die Hand geben, damit die Damen die Kehle irgend eines armen hilflosen, zitternden und wimmernden Tieres durchschneiden können.

Ähnliche Gedanken über die Grausamkeit des Jagdvergnügens lassen sich auch aus Montaigne anführen, der sagt: *Je hay entre autres vices, cruellement la cruauté, et par nature et par iugement, comme l'extreme de tous les vices. Mais c'est iusques à telle mollesse, que ie ne voy pas esgorger un poulet sans desplaisir, et vis impatiemment gemir un lieure sous les dents de mes chiens: quoy que ce soit un plaisir violent que la chasse.* [2]) Und des weiteren: *De moy, ie n'ay pas sçeu voir seulement sans desplaisir, poursuivre et tuer une beste innocente, qui est sans deffence, et de qui nous ne receuons aucune offence. Et comme il aduient communement que le cerf se sentant hors d'haleine et de force, n'ayant plus autre remede, se reiette et rend à nous mesmes qui le poursuiuons, nous demandant mercy par ses larmes, — quaestuque cruentus Atque imploranti similis —, ce m'a tousiours semblé un spectacle tres-desplaisant.* [3])

Montaigne sowohl wie Pope spielen am Schluß ihrer Abhandlung, allerdings in verschiedener Weise, die Frage auf das religiöse Gebiet hinüber. Sie verfolgen beide dasselbe Ziel, das

[1]) Montaigne, Les Essais, par E. Courbet et Ch. Royer. Paris 1874; II. Bd. S. 142 f.

[2]) Montaigne, ibid. S. 137.

[3]) Montaigne, ibid. S. 142.

Gemüt der Menschen vor Verrohung zu bewahren, es zu veredeln und zu verfeinern; Montaigne, indem er an die Verehrung und Behandlung der Tiere bei den Völkern des Altertums und die religiöse Anschauung der alten Gallier erinnert, Pope, indem er die Worte des Schöpfers im Buche Jonas anführt: *Should I not spare Niniveh, that great city, wherein are more than six score thousand persons — and also much cattle?*

Besonders eifert Pope gegen die grausame Behandlung von nützlichen Haustieren, so der Katze. Die Eulen würden wohl deshalb mit gleichem Haß verfolgt, weil sie eine Art gefiederte Katze seien, wie ja auch für die Vernichtung von Fröschen nur der Grund angeführt werde, daß sie wie Kröten aussehen. Einer französischen Sitte einen Hieb versetzend, schätzt er sich und sein Volk glücklich, daß sie noch nicht so weit gekommen sind, solche Tiere zu essen und schließt mit den Worten: *For should our countrymen refine upon the French never so little, it is not to be conceived to what unheard — of torments owls, cats, and frogs may be yet reserved.*

Die Abhandlungen Montaignes und Popes zeigen in ihren Gedanken viel Ähnlichkeit; wenn sich auch nur eine Stelle Popes als direkte, fast wörtliche Entlehnung nachweisen läßt, so ist doch wohl kaum daran zu zweifeln, daß Pope durch die Abhandlung Montaignes zu seinem Aufsatz im G. angeregt, zum mindesten durch sie in der Ausführung stark beeinflußt worden ist.

In seinen sarkastischen Vorschriften für die Anfertigung eines Epos gedenkt Pope zuerst der Regeln der französischen Kritiker (G. Nr. 78).[1]) Diese hätten zwar schon mechanische

---

[1]) Die Meinungen über die Autorschaft dieser Abhandlung über das Epos gehen auseinander. James Ferguson schreibt sie in seiner Guardian-Ausgabe vom Jahre 1819 (siehe Index) Pope zu, ebenso das D(ictionary) (of) N(ational) B(iography) (siehe Art: Pope, Aufzählung seiner Werke). Dagegen wird die Nummer in den Ausgaben der Werke Popes von Warburton vom Jahre 1740 und von Elwin und Courthope nicht mitaufgeführt. Addison und Steele können diesen Beitrag wegen innerer Gründe wohl kaum verfaßt haben. Die Behandlung solcher literarischen Fragen durch sie ist doch meist eine ernste und läßt sich kaum mit der sarkastischen Behandlung des Stoffes in unserer G.-Nummer in Einklang bringen. Addison können wir ohne Zweifel ganz aus dem Spiele lassen,

Regeln für Schöpfungen dieser Art gegeben, aber sie hätten gleichzeitig eine Bedingung gestellt, die es fast allen Dichtern einfach unmöglich mache, in dieser Gattung etwas zu leisten; denn sie forderten von einem epischen Dichter in erster Linie, daß er ein Genie sei. Pope will ganz anders verfahren: *I shall here endeavour (for the benefit of my countrymen) to make it manifest, that epic poems may be made „without a genius", nay, without learning, or much reading . . . What Molière observes of making a dinner, that any man can do it with money, and if a professed cook cannot without, he has his art for nothing; the same may be said of making a poem, it is easily brought about by him, that has a genius, but the skill lies in doing it without one.*

Pope hat dabei an eine Stelle in Molières „L'Avare" gedacht, an die Scene, wo von den Vorbereitungen zu dem Souper, das Harpagon geben will, die Rede ist. Hier nimmt Valère, der Geliebte der Elise, der Tochter Harpagons, Stellung zu der gereizten Auseinandersetzung über die Geldfrage des Soupers zwischen Harpagon und seinem Koch Jacques: *Je n'ai jamais vu de réponse plus impertinente que celle-là. Voilà une belle merveille de faire bonne chère avec bien de l'argent! C'est une chose la plus aisée du monde, et il n'y a si pauvre esprit qui n'en fît bien autant; mais pour agir en habile homme, il faut parler de faire bonne chère avec peu d'argent.*[2])

In Nr. 91 und 92 des G. gibt Pope eine humoristische Schilderung des Klubs der kleinen Leute, dem auch er angehört. Für die Charakteristik der Hauptpersonen dieser Gesellschaft schöpft er mehrmals aus französischen Schriftstellern. So sagt er von dem Politiker des Klubs: *He is what Mons. Balzac*

da er seine Ansichten über das Epos im Sp. ausführlich dargelegt hat und schwerlich noch einmal in einer einzelnen Abhandlung viel später über denselben Stoff geschrieben haben wird. Hurd führt daher diese Nummer auch nicht auf. Die anderen Mitarbeiter, Tickell ausgenommen, kommen überhaupt nicht in Betracht, da sie sich auf derartige kritische Fragen nie einlassen. Tickell berührt allerdings eine ähnliche Frage im Sp. Nr. 350. Immerhin meine ich, daß wir, gestützt auf die G.-Ausgabe von 1819 und das D. N. B., auch entgegen der Ansicht Courthopes diese Abhandlung unbedenklich Pope zuschreiben dürfen.

[1]) Molière, „L'Avare", acte III, scène V.

calls „a great distiller of the maxims of Tacitus". When he speaks, it is slowly, and word by word, as one that is loth to enrich you too fast with his observations: like a limbec, that gives you, drop by drop, an extract of the simples in it.

Die Quelle für diesen Vergleich ist Balzacs „Aristippe", eine Schrift, welche das Ideal eines Staatsmannes zu zeichnen versucht. Über die politische Bildung und die diplomatische Kunst der Günstlinge eines Monarchen, welche an keinem Fürstenhofe fehlen und meist einen nur allzu starken, oft nicht ungefährlichen Einfluß auf die Entschließungen ihrer Gunstbezeuger ausüben, schreibt Balzac: *Un Docteur Politique qui les a sifflez, et qui leur a mis dans la teste cinq ou six mots de nostre Tacite, pour les alleguer cent fois le jour, sur toutes choses, leur a recommandé le Secret et la Dissimulation. Cette leçon faite, ils font mystere de tout; ils ne s'expliquent que par des clins d'œil et par des mouvemens de teste. Au moins ils ne parlent plus qu'à l'oreille, non pas mesme quand ils loüent leur Maistre, et qu'ils disent que c'est le plus grand Prince de la Terre.*[1])

Diese Art von Diplomaten, die eine frappante Ähnlichkeit mit den von Addison in seinem satyrischen Aufsatz über die politische Akademie in Paris geschilderten Lehrern haben, benennt Balzac an einer späteren Stelle mit dem Ausdruck, den Pope in den oben angeführten Zeilen gebraucht: *Mais voicy de quoy bien estonner la subtilité perpetuelle et le raisonnement sans fin de nos Distillateurs des Maximes de Tacite: Voicy quatre paroles, sans plus, pour opposer à tout le babil de cette insolente Politique, qui, en despit du Destin, et à l'exclusion de Juppiter, voudrait presider au Gouvernement des choses humaines.*[2])

Von dem galanten Liebhaber des Klubs, den er Tom Tiptoe getauft hat, sagt Pope, daß er von seiner Liebe zu einer großen Frau geheilt sei, nachdem er Scarrons Geschichte von Ragotin bei seinem Morgentee gelesen habe. Hierin erkennen wir eine Anspielung auf den „Roman comique" von

---

[1]) Balzac, Oeuvres, Publiées sur les anciennes éditions, par L. Moreau, Paris 1854, II. Bd. S. 185.

[2]) Balzac, ibid. S. 205.

Scarron, wo Ragotin einer der Bewerber der wegen ihrer Schönheit und ihres untadeligen Benehmens viel umschwärmten Leonore ist, die unter dem Namen „L'Etoile" in der Schauspielergesellschaft jedermann entzückt. Ragotin, von Gestalt klein und von Beruf Advokat, spielt hier eine komische Figur. In leidenschaftlicher Liebe fühlt er sich zu der Künstlerin hingezogen und läßt sich in die Truppe aufnehmen. Seine Liebe kostet ihn jedoch viel Geld, da er die Schauspieler oft frei halten muß, und er gerät dabei überdies in allerhand komische und peinliche Situationen. Sein Beispiel will sich der Liebhaber des Popeschen Artikels zur Warnung dienen lassen. — Der kleinste des Klubs, Dick Distisch, findet Trost in der Lektüre Voitures und Scarrons, die ihre Kleinheit der Nachwelt in so humorvoller Weise geschildert hätten.

Wo sprechen diese beiden französischen Autoren nun über ihre eigene Gestalt? Voiture tröstet sich über seine kleine Figur mit dem Bischof Godeau. In einem Briefe an diesen vom 3. Februar 1634 sagt er: *Entre les biens que je pense tirer de vous, j'espère que vous mettrez notre taille en honneur: ce sera elle désormais qui sera estimée la riche, et vous nous releverez par dessus ceux qui se croyent plus hauts que nous. Comme c'est dans les plus petits vases que l'on enferme les essences les plus exquises, il semble que la nature se plaise à mettre dans les plus petits corps les âmes les plus précieuses, et que selon qu'elles sont plus ou moins célestes, elle y mêle plus ou moins de terre. Elle enchâsse les esprits les plus brillants, de la même sorte que les orfèvres mettent en œuvre les plus belles pierres, lesquels n'y employent que le moins d'or qu'il se peut, et que ce qu'il en faut pour les lier. Vous détromperez les hommes de cette erreur grossière, d'estimer davantage ceux qui pèsent le plus, et ma petitesse, qui m'a été reprochée tant de fois par Mlle de Rambouillet, me tiendra lieu de recommandation auprès d'elle . . .*[1])

Später, in einem Briefe „A une Maitresse Inconnue" (1636), gibt uns Voiture eine etwas ausführlichere Beschreibung

---

[1]) vgl. Voiture, Oeuvres, Lettres et Poésies, Nouv. Ed. par M. Ubicini Paris, 1855; I. S. 211 f.

seines Aussehens, eine Beschreibung, die von Mlle de Rambouillet herrühren soll und die Voiture in diesen Brief aufnahm. Hier heißt es: *Mais, afin que vous ne soyez pas trompée, et qu'au cas que vous imaginiez un grand homme blond, vous ne soyez pas trop surprise en me voyant, je vous veux dire à peu près comme je suis. Ma taille est deux ou trois doigts au-dessous de la médiocre; j'ai la tête assez belle, avec beaucoup de cheveux gris; les yeux doux, mais un peu égarés, et le visage assez niais. En récompense, une de vos amies vous dira que je suis le meilleur amant du monde, et que pour aimer en cinq ou six lieux à la fois, il n'y a personne qui le fasse si fidèlement que moi. Si vous vous pouvez accomoder de tout cela, je vous l'offrirai à la première vue. En attendant, je penserai en vous, sans savoir en qui je pense; et quand on me demandera pour qui je soupire, n'ayez peur que je le déclare et soyez assurée que je ne dirai rien de vous.*[1])

Weit humoristischer noch ist die Schilderung Scarrons, der seine Gestalt in seinem „Selbst-Portrait" mit dem Buchstaben Z verglichen hat.[2])

Offenbar hat Pope bei seiner Anspielung im G. nur diese Stellen der französischen Autoren im Auge gehabt. Es scheint mir nicht zu gewagt anzunehmen, daß er durch sie überhaupt zu der Schilderung des „Klubs der kleinen Leute" veranlaßt worden ist. Er, der selbst kränklich und verwachsen war, hat an ihnen Trost und Gefallen gefunden; namentlich die Worte

---

[1]) Voiture, ibid. I. S. 282.

[2]) vgl. Scarron, Oeuvres, Nouv. Edition, revue, corrigée et augmentée de quantité de pièces dans les Ed. précédentes etc.; Amsterdam, 1737; Bd. I., Portrait de Mr. Scarron, Fait par lui-même S. 18 ff.

Auf dieses Selbst-Konterfei Scarrons ist auch von Steele im Sp. (Nr. 17) hingewiesen worden: Wir sollen mit unserer Gestalt zufrieden sein, wenigstens in so weit, daß wir uns keinen grüblerischen Gedanken darüber hingeben. Es ist sehr ungebildet, jemand wegen körperlicher Gebrechen zum besten zu haben; andererseits ist es angenehm, wenn jemand über seine eigene Gebrechlichkeit scherzen kann. Hierauf führt Steele den Franzosen Scarron an: ***Madam Maintenon's first husband was an hero in this kind, and has drawn many pleasantries from the irregularity of his shape which he describes as very much resembling the letter Z. He diverts himself likewise by representing to his reader the make of an engine and pully, with wich he used to take off his hat.***

Voitures, daß die kleinsten Leute sich oft durch den größten Geist auszeichneten, mußten ihm schmeicheln, ihm, dessen ganzer leicht verletzlicher Ehrgeiz dahin ging, ein hervorragender Dichter und Schriftsteller zu sein.

Jonathan Swift.

Swift gehörte den Zeitschriften seit den ersten Tagen ihres Bestehens als Mitarbeiter an. Steele hatte ihm dadurch geschmeichelt, daß er für seinen „Tatler" von ihm die Maske des Isaac Bickerstaff Esq. übernahm, unter welcher dieser scharfe Satyriker lange Zeit den Kalendermacher John Partridge in der ergötzlichsten Weise verspottet hatte. Den Isaac Bickerstaff Swifts macht Steele bald zu einem alten Mann, bald zum Philosophen, bald zum Humoristen, bald zum Astrologen oder zum Zensor des öffentlichen Lebens, je nach dem es sich der Plan seiner Zeitschrift mit sich brachte. Der Kampf Bickerstaffs mit John Partridge hört auch im „Tatler" noch nicht auf (vgl. T. Nr. 1, 59, 99, 106 etc.).[1] Swifts Beiträge zu den Zeitschriften sind nicht sehr zahlreich; der „Tatler" weist außer einigen kleineren Aufsätzen nur eine einzige ganze Nummer (T. Nr. 280) von ihm auf. Er deckt hier einige Mißstände auf, deren Reformierung Isaac Bickerstaff besonders am Herzen liegen müßten, die aber nichts desto weniger von ihm bisher noch gar nicht beachtet seien. Swift meint die große Unwissenheit, die seit einiger Zeit unter den englischen Schriftstellern herrsche, die große Verdorbenheit des Geschmacks und des Stils der englischen Sprache, die er sehr beklagen muß. Über den Stil der besonderen einzelnen Wissenschaften, wie Theologie, Rechtswissenschaft, Physik und Naturwissenschaften will er nichts sagen; er hat hauptsächlich die Sprache der Geschichtsschreiber, Politiker und Schöngeister im Auge, ebenso die Sprache derjenigen, welche fremde Bücher nicht „übersetzen", sondern, wie der gewöhnliche Ausdruck dafür sei, aus dem Französischen, Lateinischen oder einer anderen Sprache

[1]) vgl. The Life of Richard Steele by George A. Aitken, London 1889; I, S. 245.

„herausfabrizierten“ *(done out of French, Latin, or other language, and made English).* Als ein Zeichen beständig zunehmender Verderbnis der englischen Sprache tadelt er die Neigung der Engländer, längere Worte beim Aussprechen zu verkürzen und schließlich nur die erste, die Tonsilbe, auszusprechen.[1]) Bei dieser Gelegenheit weist er darauf hin, wie sehr die englische Sprache mit französischen Wörtern und Ausdrücken durchsetzt ist. Er spricht die Hoffnung aus, daß die englische Sprache rein erhalten bleiben möge, und wünscht deshalb sehnlichst das Ende des Krieges herbei, das so vielen guten Menschen und Wörtern ihr Leben retten würde. Er spottet über die vielsilbigen französischen Wörter, die infolge des Krieges in die englische Sprache eingedrungen sind, Wörter wie: *Speculations, Operations, Preliminaries, Ambassadors, Pallisadoes, Communication, Circumvallation, Battalions.* Swift prophezeit ihnen nur ein kurzes Leben, wenn sie auch noch so zahlreich auftreten würden; auch sie würden ihrem Schicksal nicht entgehen, auch sie würden in den Kaffeehäusern in die Flucht geschlagen und ihrer Nachhut beraubt, d. h. verkürzt werden (T. Nr. 380).

In seiner Ankündigung dieses Aufsatzes von Swift sagt Steele: *The following letter has laid before me many great and manifest evils in the world of letters, which I had overlooked; but they open to me a very busy scene, and it will require no small care and application to amend errors which are become so universal.*

Obwohl Steele hier den Ausführungen Swifts und seinem Tadel der Gallicismen in der englischen Sprache beistimmt, ist er selbst jedoch keineswegs ein abgesagter Feind von Übersetzungen aus fremden Sprachen. Im Gegenteil, er erkennt solche Arbeiten, falls sie nicht allzu wörtlich sind, als geeignetes Mittel zur Verbesserung und Verfeinerung der eigenen Sprache an (G. Nr. 164). Mit Zustimmung hat er folgende Worte eines hervorragenden Geistlichen in seinen G. aufgenommen: *When a man writes his own thoughts, the heat of his fancy, and the quickness of his mind, carry him so much after the notions them-*

[1]) Vgl. hierzu Addisons spätere Bemerkungen im Sp. Nr. 135.

selves, that for the most part he is too warm to judge of the aptness of the words, and the justness of figures; so that he either neglects these too much or overdoes them: but when a man translates, he has none of these heats about him; and therefore the French took no ill method, when they intended to reform and beautify their language, in setting their best authors on work, to translate the Greek and Latin authors into it.

Thomas Tickell.

Thomas Tickell hat von allen Mitarbeitern am meisten zu den Zeitschriften beigesteuert und auch er verweist einige Male auf die französische Literatur. Am Schluß einer Erzählung, die dartun soll, daß Mut und Großherzigkeit zusammen einen edlen Charakter bilden, daß aber der Mut allein, ohne jenes Gefühl der Menschlichkeit, der Wut eines wilden Tieres gleich zu achten sei, bemerkt er z. B., daß er über diesen Gegenstand auch bei einem französischen Autor nachgelesen habe: *My author in his discourse upon epic poem, takes occasion to speak of the same quality of courage drawn in the two different characters of Turnus and Aeneas: He makes courage the chief and greatest ornament of Turnus; but in Aeneas are many others which outshine it, amongst the rest that of piety. Turnus is therefore all along painted by the poet full of ostentation, his language haughty and vain-glorious, as placing his honour in the manifestation of his valour: Aeneas speaks little, is slow of action, and shows only a sort of defensive courage. If equipage and address make Turnus appear more courageous than Aeneas, conduct and success prove Aeneas more valiant than Turnus* (Sp. Nr. 350).

Der französische Autor, auf den sich Tickell hier beruft, ist Le Bossu, der im IV. Buch seines einflußreichen „Traité du poëme épique“ (1675) dieselben Gedanken ausspricht. Die im Sp. angeführte Stelle lautet bei ihm etwas ausführlicher: *La Vaillance est le plus bel ornement du Caractére de Turnus; et l'on peut dire que c'est tout ce qu'il a de bon: Et cette qualité dans Enée le céde à plusieurs autres, et principalement à sa Piété. C'est donc la Piété qui doit éclater dans Enée, sa Valeur doit*

beaucoup moins paroître; et la Valeur au contraire, doit être fort illustre et fort éclatante dans la personne de Turnus. Aussi, aime-t-il autant la guerre, qu'Enée aime et recherche la paix. Tout ce que fait Turnus dans les combats, ou pour s'y disposer, est ordinairement fait avec dessein, avec plaisir, et avec des discours magnifiques et beaucoup d'apareil et d'empressement. Enée agit ordinairement sans bruit et sans affectation; il parle peu; et s'il entre en colère, c'est moins pour combattre, que parce-qu'il est forcé de combattre, et de se deffendre; c'est moins pour vaincre, que pour achever la guerre. Mais si l'éclat et les brillans font paroître la Valeur de Turnus plus que celle d'Enée, les actions font voir qu'en effet et au fond la Valeur d'Enée l'emporte infiniment au-dessus de celle de Turnus . . .[1])

Le Bossu führt den Vergleich zwischen Aeneas und Turnus noch weiter, Tickell bricht mitten in einem Gedanken ab, um seine Abhandlung zu schließen. Wie schon bemerkt, ist seine Wiedergabe der Stelle Le Bossus den Worten nach etwas knapper; einige Sätze hat er wortgetreu übernommen; seine Reflexionen decken sich aber nicht nur an dieser Stelle sondern im ganzen mit denen Le Bossus.

An anderer Stelle, wo er Schriftsteller und Dichter vor Plagiaten warnt, deutet Tickell auf die französische Quelle einer Komödie seines Zeitgenossen Cibber hin. Colley Cibber, ein sehr fruchtbarer Dichter, der eine moralische Tendenz in seine Komödien einzuführen suchte, hat seine Stoffe oft der französischen Literatur entnommen. Das hier in Frage kommende Stück Cibbers ist „Ximena, or the Heroick Daughter" (1718), eine Tragödie, die einige Entlehnungen aus Corneilles Cid aufweist und im Jahre 1712 im Drury-Lane-Theater zum ersten Male gespielt wurde. Das erste Stück Cibbers, das auf eine französische Vorlage neben zwei andern englischen zurückgeht, ist „The double gallant or dick Lady's Cure", das nach dem D. N. B. 1707 vollendet und am 1. November desselben Jahres am Hay-Market-Theater zum ersten Male aufgeführt wurde. Seine Vorlage ist „Le Gallant double" von Thomas Corneille

[1]) Le Bossu, Traité du Poëme Epique, Livre IV, Chap. XIV., S. 338 f.

(1660). Alle anderen Werke Cibbers, in denen er sich von französischen Dichtern beeinflußt zeigt oder die auch nur Umarbeitungen französischer Bühnenstücke sind, sind erst nach dem Schluß des Sp. entstanden, wie 1718 sein „Non-Iuror“, auf Molières „Tartuffe“ beruhend; 1721 „The Refusal or The Lady's Philosophy“ ein Schauspiel, das auf Molières „Les femmes savantes“ zurückgeht und 1725 „Caesar in Egypt“, dem außer Beaumont und Fletchers „The False One“ Pierre Corneilles, „La Mort de Pompée“ als Grundlage diente (Sp. Nr. 546).[1])

In fünf Nummern des G. (Nr. 22, 23, 28, 30, 32) handelt Tickell über die Pastoraldichtung alter und moderner Zeit.[2])

[1]) Vgl. über dieses Drama neuerdings M. Stoye: Das Verhältnis von Cibbers Tragödie „Caesar in Egypt“ zu Fletchers „The False One“, Hallenser Dissertation vom Jahre 1897, zu welcher auf Boyles Besprechung in: Englische Studien XXV, S. 440 ff. zu verweisen ist.

[2]) Der Herausgeber des G. vom Jahre 1819 schreibt diese Erörterungen über Pastoraldichtung Steele zu, während Courthope mit andern englischen Forschern Tickell als Autor derselben ansieht (vgl. The Works of Alex. Pope, by Elwin and Courthope, London 1819, V. Bd. S. 88). Einen Grund oder eine Quelle für seine Annahme gibt jedoch Courthope nicht an. Auch in dem D. N. B. finden wir keinen sicheren Aufschluß, da es die Beiträge Tickells zum G. nicht einzeln aufzählt. Allerdings spricht ein sachlicher Grund nach meiner Überzeugung ganz evident gegen Steeles und somit wohl für Tickells Autorschaft. In Nr. 30 des G. nämlich ist den Pastoralen des Ambrose Philips, die mit denen Popes in Tonsons „Miscellany“ in einem Bande 1709 erschienen waren, hohes Lob gespendet worden, und in Nr. 32 heißt es, daß es nur vier Pastoraldichter gäbe: *Theocrit, who left his dominions to Vergil; Vergil left his to his son Spenser; and Spenser was succeeded by his eldest-born Philips.* Popes Pastoralen wurden in dieser Kritik gar nicht beachtet, was seine Eifersucht in hohem Maße erregte. Er verfaßte deshalb in äußerst geschickter Weise einen sechsten Artikel über Pastoralen, ein wahres Meisterstück von Persiflage, in dem er die Pastoralen Philips mit seinen eigenen verglich und ihnen augenscheinlich ebenso wie der Verfasser der ersten fünf Artikel auch seine höchste Anerkennung nicht versagte. Eine nähere Prüfung und Vergleichung der von Pope aus beiden Autoren zitierten Stellen jedoch läßt zweifellos Popes Überlegenheit in dieser Dichtungsgattung hervortreten. Pope sandte diese Abhandlung anonym an den G. Steele erkannte die Ironie nicht und meinte Pope gegenüber, man dürfe kein Mitglied des Clubs auf Kosten eines anderen so sehr loben. Er wollte den Artikel nicht aufnehmen. Pope heuchelte vollkommene Gleichgültigkeit und riet zur Veröffentlichung, welche in Nr. 40 des G. auch wirklich erfolgte, zum nicht geringen Ärger

Bei den Griechen zeichneten sich in ihr nach seiner Ansicht besonders Theokrit, Bion und Moschus aus, bei den Römern Vergil. Die Hirtendichtung der Italiener, die sich zuerst von den Modernen in dieser Gattung versucht hätten, hält er für verfehlt, was er mit der Vorliebe der Italiener für das Abstruse, für das Künstliche und Neue in der Dichtung erklären will. Noch viel abfälliger urteilt er über die Hirtendichtung der Franzosen: *The French are so far from thinking abstrusely, that they often seem not to think at all. It is all a run of numbers, common-place description of woods, floods, groves, loves, etc. Those who write the most accurately fall into the manner of their country; which is gallantry. I cannot better illustrate what I would say of the French than by the dress in which they make their shepherds appear in their pastoral interludes upon the stage, as I find it described by a celebrated author. „The shepherds", says he, „are all embroidered, and acquit themselves in a ball better than our English dancing-masters. I have seen a couple of rivers appear in red stockings; and Alpheus, instead of having his head covered with sedges and bull-rushes, making love in a fair full-bottomed perriwig and a plume of feathers; but with a voice so full of shakes and quivers, that I should have thought the murmurs of a country brook the much more agreeable music* (G. Nr. 28).

Das Urteil Tickells über die französische Pastoraldichtung geht somit dahin, daß sie sich in falschen Bahnen bewege, wie dies schon vor ihm von einem Landsmanne bemerkt worden sei. Er schließt seine Betrachtung über diese Art der Poesie in Nr. 32 mit einer hübsch erzählten Allegorie. Der arkadische Hirt Menalcas will seine Tochter Amaryllis nur dem Freier zur Gattin geben, der auf einer Hirtenflöte eine alte dem Menalcas von einem Faun gelehrten Melodie spielen kann.

---

von Ambrose Philips, der Pope mit einer Rute züchtigen wollte, und zum großen Vergnügen Addisons, der ebenso wie Philips Popes List durchschaute. Man sollte nun meinen, daß Steele, wenn er sich näher mit der Pastoraldichtung beschäftigt hätte und die ersten fünf Abhandlungen wirklich von ihm geschrieben worden wären, die Absicht Popes hätte erkennen müssen. Dies wäre nach meiner Ansicht ein Grund gegen Steeles Autorschaft.

Diese Hirtenflöte vertritt die Pastoraldichtung, und die verschiedenen Freier, die sie zu blasen versuchen, vertreten die Pastoraldichter der verschiedenen Nationen. Bei der Einführung des allzu reich gekleideten, geziert redenden ersten Freiers ist in einer Anmerkung auf Fontenelle verwiesen: er ist somit der Vertreter der französischen Pastoraldichtung, welcher der Kritiker die Palme nicht zuerkennen will. Dieser Freier wird abgewiesen. Dasselbe Schicksal hat der zweite Jüngling, der im Stile Theokrits wirbt und bläst, und auch der dritte, welcher den berühmtesten Pastoraldichter Italiens, Tasso, vertreten soll. Der vierte Freier, der schöne Amyntas, der die Braut heimführen darf, ist als Vertreter Vergils gedacht, und als letzten Sprößling ihres Geschlechts preist Tickell den englischen Pastoraldichter Philips.

Der Verweis auf Fontenelle hat uns zu einem Vergleich dieser G.-Aufsätze über Pastoralen mit Fontenelles „Discours sur l'Eglogue" geführt, welcher das Resultat ergab, daß der Engländer die Abhandlung Fontenelles gekannt und auch benutzt hat, wie dies die Ähnlichkeit folgender Stellen dartut. Fontenelle will die Pastoralen aller derjenigen Dichter kritisieren, die sich eines besonderen Rufes in dieser Art der Poesie erfreuen; nach einigen weiteren einleitenden Bemerkungen handelt er dann zunächst von dem Ursprung und der Entstehung der Pastoralen. Die Pastoraldichtung sei wahrscheinlich die älteste Gattung der Poesie, weil die Menschen zuerst als Hirten gelebt hätten. Es sei ziemlich sicher anzunehmen, daß diese ersten Hirten in der Ruhe und Behaglichkeit ihres Lebens darauf verfallen seien, ihre Vergnügungen und Liebesgeschichten zu besingen, und es sei natürlich, daß sie in ihren Liedern auch oft ihrer Herden, Wälder, Quellen und alles dessen, was ihnen vertraut geworden war, gedacht hätten. Sie hätten nach ihrer Art in großem Überfluß gelebt, sie seien so zu sagen die Könige ihrer Herden gewesen. Fontenelle zweifelt nicht daran, daß der Frohsinn, der die Folge dieses Reichtums und der Freiheit sei, sie zum Gesang und zur Poesie geführt habe. Die Gesellschaft habe sich dann vervollkommnet oder vielleicht verschlechtert, allmählich seien die Menschen zu wichtigeren Beschäftigungen übergegangen, größere Interessen hätten sie be-

wegt, man habe überall Städte gebaut, und mit der Zeit hätten sich Staaten gebildet. Da seien die Bewohner des Landes zu Sklaven der Stadtbewohner geworden, und das Hirtenleben, welches die Beschäftigung der Ärmsten unter den Menschen geworden sei, habe zu nichts Schönem mehr inspiriert.[1]) Ähnlich sagt Tickell in seiner ersten Abhandlung: *Before mankind was formed into large societies, or cities were built, and commerce established, the wealth of the world consisted chiefly in flocks and herds. The tending of these we find to have been the employment of the first princes, whose subjects were sheep and oxen, and their dominions the adjoining vales. As they lived in great influence and ease, we may presume that they enjoyed such pleasures as that condition afforded, free and uninterrupted. Their manner of life gave them vigour of body and serenity of mind . . . Otherwise it was a state of ease, innocence, and contentment; where plenty begot pleasure, and pleasure begot singing, and singing begot poetry, and poetry begot pleasure again. Thus happy was the first race of men, but rude withal and uncultivated. For before they could make any considerable progress in arts and sciences, the tranquillity of the rural life was destroyed by turbulent and ambitions spirits; who, having built cities, raised armies, and studied policies of state, made vassals of the defenceless shepherds, and rendered that which was before easy and unrestrained, a mean, laborious, miserable condition. Hence, if we consider the pastoral period before learning, we shall find it unpolished* (G. Nr. 22).

Fontenelle fordert im Laufe seiner Abhandlung für die Pastoralen eine einfache und natürliche Sprache und stellt dabei Betrachtungen über die Beschaffenheit des Geistes und die verschiedene Ausdrucksweise der Menschen an. Die Menschen, sagt er, unterscheiden sich weniger durch das, was sie denken, als vielmehr dadurch, wie sie ihre Gedanken zum Ausdruck bringen. Ganz dieselben Erwägungen macht Tickell, und hierbei kommen seine Ausführungen denjenigen Fontenelles im Ausdruck ziemlich nahe. Fontenelle sagte: *Ceux qui ont l'esprit plus fin, plus étendu, plus cultivé, en exprimant ce qu'ils*

[1]) Fontenelle, Oeuvres, Amsterdam 1764; IV. Bd. S. 89 f.

sentent, y ajoutent je ne sais quoi qui a l'air de réflexion, et que la passion seule n'inspire point; au lieu que les autres expriment leurs sentiments plus simplement, et n'y mêlent, pour ainsi dire, rien d'étranger . . . . On ne prend pas moins de plaisir à voir un sentiment exprimé d'une maniere simple, que d'une maniere plus pensée, pourvu qu'il soit toujours également fin. Au contraire, la maniere simple de l'exprimer doit plaire davantage, parce qu'elle cause une espece de surprise douce et une petite admiration. On est étonné de voir quelque chose de fin et de délicat sous des termes communs et qui n'ont point été affectés; et sur ce pied — là, plus la chose est fine sans cesser d'être naturelle, et les termes communs sans être bas, plus on doit être touché.[1])

Tickell faßt sich etwas kürzer: *Men, who, by long study and experience have reduced their ideas to certain classes, and consider the general nature of things abstracted from particulars, express their thoughts after a more concise, lively, surprising manner. Those who have little experience, or cannot abstract, deliver their sentiments in plain descriptions, by circumstances, and those observations which either strike upon the senses, or are the first motions of the mind. And though the former raises our admiration more, the latter gives more pleasure, and soothes us more naturally* (G. Nr. 23).

Die Beispiele, mit denen beide ihre Behauptungen erläutern, sind allerdings verschieden, doch sprechen sie beide nochmal ihre Ansicht über den Stil der Pastoralen mit fast denselben Worten aus:

Fontenelle sagt: *Encore une chose qui convient au style des bergers, c'est de ne parler que par faits, et presque point par réflexions* (ibid. S. 108).

Ganz ähnlich bemerkt Tickell: *Again, since shepherds are not allowed, to make deep reflections, the address required is so to relate an action, that the circumstances put together shall cause the reader to reflect* (G. Nr. 23).

Außerdem stimmen beide Autoren auffällig überein in der Beurteilung der Pastoralen der Italiener. Bei Fontenelle heißt es darüber: *Pour les Auteurs italiens, ils sont toujours si*

---

[1]) Fontenelle, ibid. S. 107.

remplis de pointes et de fausses pensées, qu'il semble qu'on doive leur passer ce style comme leur langue naturelle. Ils ne se contraignent nullement, et ils n'en emploient pas des figures moins hardies ni moins outrées (Fontenelle, ibid. S. 105).

Tickells allgemeines Urteil über die italienischen Pastoralen lautet: *It is observed, that the people of that nation are very profound and abstruse in their poetry as well as politics; fond of surprising conceits and farfetched imaginations, and labour chiefly to say what was never said before. From persons of this character, how can we expect that air of simplicity and truth which hath been proved so essential to shepherds* (G. Nr. 28).

Auch die Hauptvertreter der italienischen Pastoraldichtung, Sannazaro und Tasso, werden von beiden in derselben ungünstigen Weise kritisiert. Fontenelle berichtet, daß Sannazaro Fischer in die Schäferpoesie eingeführt habe, und fügt hinzu, daß ihn selbst der Gedanke an die schwere Arbeit der Fischer stets verletzend berührt habe. Fontenelle weiß keinen triftigen Grund für diese Neuerung des Italieners herauszufinden und meint spöttisch, wenn das Gewerbe der Fischer Gegenstand dieser Dichtungsgattung gewesen wäre, dann würde Sannazaro dafür wohl Schäfer eingeführt haben. Er schließt diesen Gedanken mit den Worten: *Le chant ne convient qu'à eux [aux bergers], et surtout l'oisiveté. Et puis il est plus agréable d'envoyer à sa maîtresse des fleurs ou des fruits, que des huitres à l'écaille, comme fait le Lycon de Sannazar à la sienne* (Fontenelle, ib. S. 97 f.).

Etwas kürzer, aber in demselben Sinne, spricht sich Tickell über Sannazaros Dichtung aus: *He hath changed the scene in this kind of poetry from woods and lawns, to the barren beach and boundless ocean: introduces see-calves in the room of kids and lambs, sea-mews for the lark and the linnet, and presents his mistress with oysters instead of fruits and flowers* (G. Nr. 28). Auch in der die Entstehung und Entwicklung der Pastoraldichtung versinnbildlichenden Allegorie, welche den Schluß dieser Pastoral-Artikel bildet (Nr. 32), verspottet Steele den Erfinder der Eclogae Piscatoriae.

Fontenelle hat auch an dem Stil und der Sprache der italienischen Pastoralen manches auszusetzen. Er tadelt mit

Bouhours die Stelle in Tassos Amynta, wo Sylvia, während sie sich in einer Quelle bewundert und sich Blumen ansteckt, zu diesen sagt, sie stecke sie nicht an, um sich zu schmücken, sondern um sie zu beschämen (Fontenelle, ibid. S. 105). Bouhours fände diesen Gedanken zu gesucht und zu wenig natürlich für eine Schäferin, und man könne nicht umhin, dies Urteil zu unterschreiben. Dasselbe Beispiel finden wir auch bei Tickell, der meint, daß in den beiden Pastoralen, die bei den Italienern als die schönsten und vollkommensten angesehen würden, in Tassos „Aminta“ und Guarinis „Pastor Fido“, die Namen der Personen wohl dieser Dichtungsgattung entsprächen, daß aber ihre Sprache, ihre Gefühle und Leidenschaften nicht zu ihr paßten. Hierfür will er aus beiden Pastoralen ein Beispiel anführen. Aus Tasso erwähnt er, wie gesagt, dasselbe Beispiel, welches auch Fontenelle zitiert hatte, und bemerkt darüber: *Sylvia in Tasso's poem enters adorned with a garland of flowers, and views herself in a fountain with such self-admiration, that she breaks out into a speech to the flowers on her head, and tells them „She doth not wear them to adorn herself, but to make them ashamed“* (G. Nr. 28).

Auch Tickell streift in seinen Beiträgen einmal das Gebiet der bildenden Kunst in Frankreich. In Nr. 226 des Sp. spendet er dem französischen Maler und Bildstecher Nicolas Dorigny (1657—1746) höchstes Lob. Dorigny, der sich in Italien 28 Jahre lang dem Studium der Malerei gewidmet hatte, wurde 1711 von der Königin Anna nach London berufen, um die in der Gemälde-Gallerie von Hampton Court befindlichen Kartons Raphaëls zu vervielfältigen. Tickell verlangt von seinen Landsleuten die volle Anerkennung des Verdienstes Dorignys. Für die größte Ehre, die sich die Engländer selbst erweisen könnten, hält er, wenn sie Fremde von hervorragenden Verdiensten, die sich ihnen mit Bescheidenheit und Zurückhaltung nähern, auszeichnen.

Welches Urteil gewinnen wir nun über das Verhältnis der Zeitschriften Steeles und Addisons zu den Franzosen und ihrer Literatur?

Die Gründung der Zeitschriften ist das ausschließliche Verdienst Steeles; daß sie mit der Zeit sich eines so großen Leserkreises erfreuten, ist gewiß nicht zum geringsten der gewandten Feder Addisons zu verdanken, dessen erfolgreiche Mitarbeit als eines überlegenen Bundesgenossen ja auch Steele mit aufrichtigen, neidlosen Worten und rührender Bescheidenheit anerkannt hat: *But I have only one gentleman, who will be nameless, to thank for any frequent assistance to me, which indeed it would have been barbarous in him to have denied to one with whom he has lived in an intimacy from childhood, considering the great ease with which he is able to dispatch the most entertaining pieces of this nature. This good office he performed with such force of genius, humour, wit, and learning, that I fared like a distressed prince, who calls in a powerful neighbour to his aid; I was undone by my auxiliary; when I had once called him in, I could not subsist without dependence on him.* [1]) Wie wir uns das bedeutungsvolle Erscheinen der moralischen Wochenschriften, die in Frankreich und Deutschland nicht minder zahlreiche Nachahmungen gefunden haben wie in England selbst,[2]) zu erklären haben, darüber gewinnen wir aus der Lektüre des T. den sichersten Aufschluß. Die Entstehung der Zeitschriften hat ihren Grund in den Zeit- und Lebensverhältnissen. Sie sind nicht, wie überhaupt keine literarische Richtung, plötzlich aus dem Boden hervorgewachsen, sondern eine notwendige Folge oder vielmehr eine Reaktion gegen die hauptsächlich von französischem Einfluß verdorbenen gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Mit der Restauration der Stuarts gewannen französische Sitten und Anschauungen in

---

[1]) Siehe „Tatler", I. Bd. S. 9; Preface zum IV. Bande.

[2]) Ein ausführliches Verzeichnis der in England, Deutschland und Frankreich (auch in Italien, Holland, Polen) im 18. Jahrhundert erschienenen moralischen Wochenschriften bringt Kawczynski, S. 9 ff. Zu K.'s Liste sind neuerdings noch Baeblers Ergänzungen in Kochs Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. Bd. XII S. 354 f. zu vergleichen.

England die Oberhand; durch die Gunst des Hofes fanden französische Mode, französische Sprache und Bildung und nicht minder das sittenfreie französische Leben immer mehr Eingang. Die Dichter und Literaten sind gezwungen, dem schlüpfrigen Hofleben, das das Bürgertum schon ebenso angesteckt hatte wie die höheren Stände der Gesellschaft, in ihren Werken zu schmeicheln. Auf der Bühne will das Publikum sich an pikanten, plumpen, ja grob sinnlichen Stücken erfreuen. Die berühmten Dichterheroen Shakespeare und Milton sind vergessen, ein neues leichtfertiges Dichtergeschlecht, groß der Zahl nach, tritt an ihre Stelle. Dieser französische Einfluß wird noch stärker durch den Glanz, den die Regierung Ludwigs XIV. gegen Ende des Jahrhunderts ausstrahlt, und erfährt nicht einmal durch die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien und den für Ludwig so unheilvollen spanischen Erbfolgekrieg eine bedeutendere Verminderung. Die Verblendung des englischen Volkes ist eine große. Alles Französische scheint ihm nachahmenswert, französische Lebensart und Bildung sind auch für die Engländer maßgebend. Da tritt die Reaktion ein: Gegen die Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit der englischen Bühne richtet sich Jeremy Collier in seiner berühmten Schrift „A Short View of the Immorality and Profaneness of the English Stage“ (1698), und Daniel Defoe bringt in seiner seit 1704 erschienenen „Review“ eine besondere, wenn auch nur kleine Abteilung für moralische Betrachtungen. Steeles erste literarische Arbeiten sind moralische Lustspiele, die den Keim zum späteren rührenden Lustspiel in sich tragen, und 1709 erscheint seine Wochenschrift, der „Tatler“, das erste Unterhaltungsblatt mit ausgesprochen moralischer Tendenz. Als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet es der „Tatler“, seine Landsleute über die wahren Zustände des Landes aufzuklären, dessen Sitten und Gebräuche, dessen Sprache und Bildung England ein halbes Jahrhundert lang als vorbildlich anerkannt hatte. Schonungslos verurteilt er die verwerfliche Raubpolitik Ludwigs, schonungslos deckt er die Verlogenheit der französischen Diplomatie und die Verdorbenheit des französischen Hofes auf. Auch die Person und das Privatleben Ludwigs zieht der „Tatler“ in seine Betrachtung hinein; auf jede Weise sucht er ihn durch allerlei

Kunstgriffe anzugreifen; er schreibt ihm bissige Briefe und läßt sich diese von ihm beantworten.[1] Den politischen und wirtschaftlichen Niedergang Frankreichs führt der „Tatler“ seinen Landsleuten klar vor Augen, die traurige Lage jenes Landes soll ihnen in ihrer ganzen Ausdehnung zum Bewußtsein gebracht werden.

Um England von französischen Sitten und Moden zu reinigen, werden die wunderlichen Coiffüren verlacht, wird das Tragen von französischen Bändern, Stoffen und Schmucksachen für unpatriotisch erklärt. Sogar die französische Küche wird verspottet.[2] Wenn der „Tatler“ die Zustände Frankreichs mit Steeles leidenschaftlicher, parteipolitischer Feder hier und da vielleicht zu schwarz zeichnet, bei der Schilderung ihres leichtfertigen Lebens die Farben manchmal etwas allzu dick aufträgt, so geschieht es immer in der Absicht, das patriotische Gefühl der Engländer zu heben, sie um so nachdrücklicher vor der Nachahmung des verderblichen Fremden zu warnen und sie um so wirkungsvoller zur Rückkehr zur eigenen kräftigen Volksart zu ermahnen. Auf den unheilvollen Einfluß schlüpfriger französischer Anschauungen, die im englischen Volke nur allzu tief Wurzel gefaßt hatten, wird in den Zeitschriften immer wieder hingewiesen. Überaus mannigfaltig sind die Darstellungsmittel, mit denen sie französisches Wesen geißeln. Durch einen klaren volkstümlichen Stil, der auch dem weniger gebildeten Bürger verständlich war, durch liebenswürdige harmlose Plaudereien, durch ernste und religiöse Betrachtungen, durch Humor und Satire, durch die Form des Briefes und der Allegorie — durch diese den verschiedensten Geschmacksrichtungen genügende Mischung ist dem Unternehmen der Erfolg von Anfang an gesichert, sodaß wir schon im T. Nr. 71 eine Bemerkung Swifts finden, in der er die Wirkung der Zeitschriften auf Oxford mit der Macht der französischen Akademie vergleicht: *I congratulate you, my dear kinsman, upon these conquests; such as Roman emperors lamented they could not gain; and in which you rival your correspondent Louis le Grand, and*

[1]) vgl. Kawczynski, S. 63.
[2]) vgl. Kawczynski, ibid.

his dictating academy. War somit schon in der Form und Fassung, welche Steele für den Ausdruck seiner moralischen Tendenz wählte, der Erfolg der Zeitschriften begründet, so verlieh ihnen die Mitarbeit Addisons noch besonderen Glanz. Seine Schriften waren der Spiegel seines Lebens, was wir von Steele nicht in gleichem Maße behaupten können. Sein gerader, aufrichtiger, grundehrlicher und liebenswürdiger Charakter gewannen den Zeitschriften einen immer größeren Leserkreis, ihm selbst viele Freunde und Verehrer. Von ihm sagt Beljame: *L'homme et l'écrivain chez lui ne font pas deux. Tel il est dans son journal, tel il était dans le commerce de la vie. La droiture s'alliait naturellement chez lui à la bonté et à la politesse.*[1]) Und weiter führt er für das Ansehen Addisons und den besonderen Einfluß, den er durch die Mitwirkung an den Zeitschriften auf ganz England ausübte, eine Äußerung seines Zeitgenossen und politischen Gegners Swift an: *Les tories l'emportent dans la proportion de six contre un. L'élection de M. Addison a passé facilement et sans conteste; je crois bien que s'il lui prenait envie d'être roi, on ne pourrait guère lui répondre par un refus.*[2]) Im „Spectator" übernimmt Addison gleichsam die Führung der Zeitschrift. Wir bewundern hier die Anmut und zugleich die Klarheit des Stils, in dem er über alle Verhältnisse des Lebens spricht. Die Franzosen, ihren Charakter und ihre Sitten, schildert er nach eigener längerer Beobachtung mit wahrem Kennerblick. Auch bei ihm konstatieren wir denselben Kampf gegen die Überschwemmungen mit französischen Sitten und Gewohnheiten wie bei Steele. In verschiedenster Weise macht er gegen den nachteiligen französischen Einfluß auf das öffentliche Leben Englands Front. In erster Linie sucht er, um die Moral des englischen Volkes zu heben, die Frauen zu erziehen. Dieser Aufgabe wendet er sich mit unermüdlicher Liebe zu. Hier warnt er sie in einer ernsten Abhandlung unter Anerkennung und Wertschätzung ihres von Natur aus meist heiteren Temperaments vor Annahme der Leichtfertigkeit der Französinnen, dort überschüttet er die

---

[1]) Beljame, S. 296.
[2]) Beljame, ibid.

Liebhaberei französischer Gegenstände und Schmucksachen mit Spott oder gibt eine humoristisch-satirische Schilderung von dem ungeheuer großen, schweren Kopfputz und den umfangreichen Reifröcken; an anderer Stelle wieder schmeichelt er der natürlichen Schönheit und den guten Eigenschaften der Engländerinnen, kurz, er findet bei jeder Gelegenheit das richtige Mittel, um ihnen ins Gewissen zu reden. Das männliche Geschlecht aber ermahnt er, den Frauen eine ehrfurchtsvolle und aufrichtige Liebe zu widmen; die nichtssagende französische Galanterie soll in England bei einem wirklich vornehmen und edlen Charakter fernerhin nicht mehr zu finden sein. Wie sehr damals in England das Ansehen der Frau gesunken war, zeigt Addison im „Spectator" in einer Abhandlung über die Liederlichkeit und Schlüpfrigkeit der englischen Dichter und der englischen Bühne, wo er mit bitterem Schmerz in die Worte ausbricht: *The truth of it is, the accomplished gentleman upon the English stage, is the person that is familiar with other men's wives, and indifferent to his own; as the fine woman is generally a composition of sprightliness and falshood. I do not know whether it proceeds from barrenness of invention, depravation of manners, or ignorance of mankind, but I have often wondered that our ordinary poets cannot frame to themselves the idea of a fine man who is not a whoremaster, or of a fine woman that is not a jilt* (Sp. Nr. 446). Hier setzten die Zeitschriften mit Recht ein: Das Weib wieder zum Weibe zu machen, das weibliche Gemüt zu bereichern und Achtung vor edler Weiblichkeit von den Männern zu fordern, das war für sie eine der Grundbedingungen ihres Wirkens; in diesen Bestrebungen liegt die Hauptursache des Erfolgs der Zeitschriften in moralischer Hinsicht.

Welche Stellung nehmen nun die Zeitschriften zu der Literatur der Franzosen ein? Sollten Steele und Addison, die wir wohl mit Recht als die ersten methodischen Moralisten Englands bezeichnen dürfen, in der Tendenz ihrer Zeitschriften nicht von den französischen Moralisten beeinflußt worden sein? Diese Frage ist jedenfalls nicht kurz von der Hand zu weisen. Lenk hat, merkwürdiger Weise als einziger, darauf hingewiesen, daß La Bruyère in seinem Hauptwerke schon eine ähnliche

Tendenz ausgesprochen hatte,[1]) wie nachher Steele und Addison an verschiedenen Stellen ihrer Zeitschriften. Daß diese die französischen Moralisten sehr wohl kannten, davon haben wir uns überzeugen können. Steele schildert uns gleich zu Anfang des „Tatler" die Franzosen mit den Worten La Bruyères (T. Nr. 57) und zeigt noch durch mehrere Hinweise auf ihn, daß er mit seinen „Caractères" vertraut war. Der pessimistisch angehauchte La Rochefoucauld fordert durch seine Schilderung der Beweggründe unserer Handlungen Addisons Widerspruch und Tadel heraus; der tief angelegte, schwärmerisch-religiöse Pascal gibt ihm Anlaß zu ernsten Betrachtungen über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen; er lehrt ihn, dem Menschen in Würdigung seiner Fähigkeiten den ersten Platz in der Schöpfung einzuräumen, lehrt ihn aber auch zugleich, den Menschen vor Hochmut und Überschätzung seiner selbst zu warnen. Für den Moralisten der Herrscher und Fürsten, den Erzbischof von Cambrai — wenn wir ihn so nennen dürfen — haben Steele und Addison nur Worte höchster Anerkennung. Beide deuten sie bei ihren Untersuchungen und Betrachtungen über das menschliche Leben in reichem Maße auf die französischen Moralisten hin, und wenn sie es auch nirgends aussprechen, daß sie von diesen eine Anregung zu ihrer größtenteils auf moralischem Gebiet liegenden Tätigkeit empfangen hätten, so scheint es mir doch nicht ausgeschlossen, daß ein eingehender Vergleich der Zeitschriften mit den Werken der französischen Moralisten noch manche Ähnlichkeit zwischen ihnen zu Tage fördern und erkennen lassen würde, daß die Engländer auch in der Tendenz ihrer Zeitschriften mehr von den Franzosen beeinflußt sind, als es nach den offenkundigen Hinweisen auf sie scheinen mag. Diese Vermutung will mir um so berechtigter erscheinen, als Steele schon in einem seiner moralischen Lustspiele von französischer Seite beeinflußt ist. Sein „Lying Lover" (1703) ist, wie Kawczynski (S. 166 f.) nachdrücklich hervorhebt, eine Nachahmung des „Menteur" von Corneille, der moralisch und rührend sei, wenn auch nicht in dem Maße wie Steeles Werk. Seit Corneille

---

[1]) vgl. La Bruyère, „Les Caractères" etc., S. 1 ff.

ist das moralische Element aus der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts nicht mehr verschwunden; wir finden es in der Komödie bei Boursault und dann natürlich in den Schriften der eigentlichen Moralisten, die ja den Engländern sehr bekannt sind. Doch würde auch dieser Umstand der Bedeutung Steeles und Addisons keinen Eintrag tun; es bleibt ihnen immerhin das große Verdienst, den Stoff in eine populäre Form gefaßt und somit auf alle Klassen der menschlichen Gesellschaft gewirkt zu haben.

Im allgemeinen ist das Verhältnis der Zeitschriften zu der französischen Literatur ein kritisches, was jedoch nicht ausschließt, daß wir auch sonst noch die Begründer und Mitarbeiter recht häufig auf den Spuren französischer Autoren antreffen. Fast alle machen sich ihre mehr oder minder eingehende Kenntnis französischer Autoren zu Nutze, sei es, um bei ihnen stoffliche Anleihen zu machen, oder sei es auch nur, um kurze Stellen aus ihnen zu Vergleichen heranzuziehen. Wie oft konstatieren wir gerade das letztere, und meistens haben wir dabei das Gefühl, als ob die Schriftsteller des Zeitalters der Königin Anna sich für ihre Behauptungen und Ansichten nach Autoritäten umsehen und diese bei den Franzosen am ehesten zu finden glauben. Auch die französische Literatur stand zu jener Zeit in England in hohem Ansehen und übte auf eine nicht geringe Zahl von Dichtern und Literaten eine unumschränkte Herrschaft aus. Am zahlreichsten sind die Hinweise auf die französische Literatur bei Steele und Addison, und sie sind um so wichtiger, weil diese Männer eine vorwiegend kritische Stellung zu ihr einnehmen. In ihrer Kritik verfahren sie beide mehr positiv als negativ, d. h., sie gehen von dem Grundsatz aus, daß es nicht das Wesen der Kritik ausmache, an ev. nicht einwandfreien Stellen herumzumäkeln und sich in dem Tadel kleiner Schwächen zu erschöpfen, sondern sie stellen es als die Hauptaufgabe der Kritik hin, die Schönheiten eines Werkes hervorzuheben und dadurch den Geschmack zu bilden und auf das Gemüt und den Verstand der Menschen veredelnd einzuwirken.

Steeles Kritik können wir in wenigen Worten erledigen. Er kann sich nicht befreunden mit der Memoirenliteratur der

Franzosen, sie ist ihm zu ruhmredig. Ferner nimmt er Stellung gegen die „Freidenker“ sowohl Englands wie Frankreichs. In den Ausdrücken, mit denen er ihre Lehre und ihr Leben verurteilt und verspottet, ist er nicht sehr wählerisch, sie sind nichts weniger als schmeichelhaft. Besonders lobend hervorgehoben wird von ihm die Schönheit der Sprache und die Erhabenheit der Gedanken des Fénelon'schen „Télémaque“. Daß er La Bruyère genau gekannt hat, ist bereits erwähnt; Molière zieht er einmal zu einem Vergleich heran.

Im übrigen liegt ihm mehr daran, Shakespeare und Milton zu Ehren zu bringen. Er ist einer der Wiederentdecker Shakespeares, einer der ersten zur Zeit des Klassizismus, denen sich das Verständnis der wahren Größe und des hohen Geistes Shakespeares erschloß.[1]) Steele zieht die natürliche Entwicklung und den naturwahren Ausdruck der Leidenschaft, die wir bei Shakespeare vor allem bewundern, den regelrechten Darstellungen des französischen Klassizismus vor. Wahrheit der Empfindung, Natürlichkeit des Ausdrucks, eine schöne, einfache Sprache sind nach Steele die Hauptmerkmale wirklich schöner Poesie. In diesem Sinne ist Steele einer der Begründer der Romantik.

Umfangreicher — daß verdienstvoller, wollen wir damit nicht sagen — ist die literarische Kritik Addisons. Er spricht über alle Gebiete der Literatur und kann somit als der erste literarische Kritiker von größerer Bedeutung für England gelten.[2]) Das kritische Element in den Zeitschriften stammt in erster Linie von ihm und er mag zu einer solchen literarischen Kritik, die sich die Aufgabe stellt, weitere Kreise des Volkes für Literaturwerke zu interessieren, durch Bayle, den Schöpfer der

---

[1]) Steeles Verdienste als Shakespeare-Kritiker hat zuerst Kawczynki gebührend hervorgehoben; vgl. K.'s „Studien zur Literaturgeschichte etc.“ S. 73 ff., und neuerdings die oben S. 1 Anmerkung zitierte Rostocker Doktorschrift.

[2]) Zwar schrieb schon Dryden im Jahre 1666 seinen „Essay of Dramatic Poesy“ und schickte seinen Dramen zu wiederholten Malen kritische Schriften voraus; doch können diese Versuche nur als — gewiß sehr beachtenswerte — Ansätze zu einer literarischen Kritik größeren Stiles betrachtet werden.

literarischen Kritik in Frankreich, dessen Schriften er so eifrig gelesen hat, veranlaßt worden sein. Doch ist Addisons Kritik noch nicht gefestigt und in sich abgeschlossen, sie ist nicht nach einem festen Grundsatze aufgebaut wie bei Steele, der nur dem einen Ziele zustrebt, der Natur in der Dichtung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Addison ist einerseits noch stark in den Anschauungen seiner Zeit befangen, die ihn zum Verehrer und Parteigänger des französischen Klassizismus stempeln, andererseits huldigt auch er der von Steele wachgerufenen neuen Richtung der Romantik.

Addison steht unter dem Einfluß des französischen Klassizismus. Er erkennt für das Drama die Regeln der französischen Klassiker an, die in Boileau ihren obersten Gesetzgeber gefunden hatten. In der Technik des Dramas zeigt er sich vollständig abhängig von ihnen. Als Muster dramatischer Dichter schweben ihm Corneille und Racine vor, nach deren Grundsätzen er auch seinen „Cato" aufbaute, der von Voltaire für die beste englische Tragödie erklärt werden sollte.[1]) Ein hoher und erhabener Inhalt, in eine schöne und edle Sprache gekleidet, soll, wie bei den Franzosen, auch in den Erzeugnissen der englischen Dramatiker zu finden sein. Scharf wendet er sich gegen die vielen Dichter und Dichterlinge seiner Zeit, die unter dem Einfluß der französischen Galanterie dem Geschmack des Publikums entsprechend Stücke von meist unbedeutendem und anstößigem Inhalt auf die Bühne brachten. Auch die englische Bühne will Addison nach dem Vorbild der französischen reformieren; sie soll einfacher werden und nicht so viel durch Äußerlichkeiten wirken.

Für seine Kritik von Miltons „Paradise Lost" in den Sonnabendsnummern des „Spectator", das er den Epen Homers und Vergils ebenbürtig zur Seite stellt, sind hauptsächlich die Regeln, welche Le Bossu und Madame Dacier für das Epos aufgestellt haben, maßgebend. Abgesehen von unbeträchtlichen Einwänden gibt er ihnen seine Zustimmung. Dagegen sieht er sich veranlaßt, gegen die Auffassung Perraults vom „Wunder-

[1]) Voltaire, Oeuvre Complètes, Paris 1879. Bd. XXII, S. 154 ff. Abschnitt: Lettres philosophiques (auch bek. unter dem Titel: Lettres sur les Anglais).

baren und Wahrscheinlichen" im Epos zu polemisieren, wobei es ihm zur großen Genugtuung gereicht, daß er für seine Ansichten die Autorität Boileaus, der in seinen „Réflexions critiques" geringschätzig über Perrault urteilt, in Anspruch nehmen kann.

Auch die Schriften des Pater Bouhours haben Addisons Theorie der Dichtkunst stark beeinflußt.

Überall zeigt er für die Schriftsteller des klassischen Jahrhunderts im allgemeinen, für die Dichter sowohl wie für die Literaten, eine große Verehrung. Sie haben, wie er sagt, alle von einander gelernt und ihren Geschmack durch einen regen Verkehr untereinander verfeinert und verbessert. Einen solch regen und lebhaften Verkehr zwischen geistig hervorragenden Männern hält er für nötig zur Hervorbringung der Blüte einer Literatur, wie sie das Zeitalter Ludwigs XIV. entfaltet hat: *Conversation with men of a polite genius is another method for improving our natural taste. It is impossible for a man of the greatest parts to consider any thing in its whole extent, and in all its variety of lights. Every man, besides those general observations which are to be made upon an author, forms several reflexions that are peculiar to his own manner of thinking; so that conversation will naturally furnish us with hints which we did not attend to, and make us enjoy other men's parts and reflexions as well as our own. This is the best reason I can give for the observation which several have made, that men of great genius in the same way of writing, seldom rise up singly, but at certain periods of time appear together, and in a body; as they did at Rome in the reign of Augustus, and in Greece about the age of Socrates. I cannot think that Corneille, Racine, Moliere, Boileau, La Fontaine, Bruyere, Bossu, or the Daciers, would have written so well as they have done, had they not been friends and contemporaries* (Sp. Nr. 409). Hiermit sind jedoch die Namen der glänzenden Autoren des 17. Jahrhunderts, denen Addison so häufig Stoff und Anregung zu seinen Artikeln verdankt, noch nicht erschöpft, haben wir doch gesehen, daß er Pascal und Fénelon genau gekannt und oft aus der Bildungsquelle des Bayleschen Dictionnaire geschöpft hat. Mit St. Evremond und La Rochefoucauld harmoniert er

nicht. Von seinem Standpunkt als Moralist muß er gegen die „Maximes“ des letzteren, ebenso wie gegen einige Satiren Boileaus Bedenken erheben, was in äußerst sachlicher Weise geschieht. Deutlich bemerkt man dabei, wie schwer es ihm wird, sich zu den Ansichten solch berühmter Männer in Widerspruch zu setzen. Mit großer Vorsicht und einer gewissen Schüchternheit trägt er seine entgegengesetzten Ansichten vor: Die Satiren Boileaus über den „Menschen“ und die „Frauen“ sowie die „Maximes“ La Rochefoucaulds seien nicht geeignet, bessernd auf den Menschen einzuwirken, weil sie ihn als zu gemein und schlecht zeichnen. Seine eigenen Reformversuche auf dem Gebiete der Moral ähneln seiner literarischen Kritik. Er sucht den Menschen lieber dadurch auf den Weg des Guten zu bringen, daß er ihm seine guten Eigenschaften vor Augen führt und wider in ihm weckt, daß er ihm vorstellt, mit welch herrlichen Gaben er als Herr der Schöpfung ausgestattet ist und was er durch eine vernünftige Verwendung derselben erreichen kann. Den Franzosen hingegen wirft er vor, daß sie den Handlungen der Menschen immer nur die gemeinsten und niedrigsten Beweggründe unterschieben und die Menschen allgemein jeglicher edlen Regung des Herzens für bar erklären. Solche Schilderungen hält Addison nicht für geeignet, den sittlichen Charakter der Menschen zu stählen.

Auf allen Gebieten der französischen Literatur ist Addison zu Hause, in überaus reichlichem Maße würzt er seine Artikel mit Anspielungen und Hinweisen auf französische Autoren. Hier spottet er über die französischen Memoirenschreiber, dort zieht er gegen die Freidenker, die „Libertins“ los — beides hat er mit Steele gemeinsam — anderswo wieder macht er einen Abstecher auf das Gebiet der Kunst, sei es, um uns in einer geschickten Vision ein Bild von der Malerei der Franzosen zu entwerfen, oder sei es, um uns in einer gemütlichen Plauderei von dem Stand ihrer Architektur oder dem Ursprung ihrer Musik zu unterhalten.

Zeigt sich Addison in seinen kritischen Abhandlungen durchaus als ein Vertreter der französischen Klassizität, so steht er doch andererseits der Romantik nahe. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß ihm Steele, der hierin den Anschauungen

seiner Zeit vorausgeeilt war, den Weg gewiesen und ihn zu dem Studium Shakespeares geführt hat. In seinem 1694 verfaßten Jugendgedicht „An Account of the greatest English Poets“ hatte Addison Shakespeare nicht einmal zu den großen Dichtern zu zählen gewagt. Mit größerer Liebe wendet er sich auch noch im Sp. der Erklärung von Miltons „Paradise Lost“ zu, doch vergißt er in den Zeitschriften nicht, auch die unvergänglichen Schönheiten der Werke Shakespeares oft hervorzuheben. Und was nicht minder wichtig ist, Addison ruft in einer Reihe von Artikeln die Erinnerung an das alte schlichte Volkslied wieder wach, das gerade durch seine Natürlichkeit und einfache Schönheit auf das Gemüt der Menschen wirkt. Mit der Autorität Molières wendet er sich gegen jegliches Gezierte und Gezwungene in der Dichtung, gegen die unnatürlichen Gefühle und die zimperliche Sprachspielerei des Preziösentums; mit Molières Autorität gibt er seinem Verlangen nach einer wahr und warm empfundenen, naturtreuen Dichtung Ausdruck, für die alle Menschen, auch das gewöhnliche Volk, ein Verständnis und empfängliches Gemüt besitzen müssen. In diesem Sinne ist auch Addison Romantiker.

Auch die übrigen Mitarbeiter der Zeitschriften finden wir verhältnismäßig häufig auf den Spuren französischer Autoren. Ihre Beiträge sind jedoch nicht so zahlreich, daß sie ein Urteil über ihre Stellung zu der Literatur oder den einzelnen Literaturgattungen der Franzosen zuließen. Auf eine besonders starke Belesenheit ihres Verfassers in der französischen Literatur lassen die Guardian-Artikel Popes schließen, die, so gering sie der Zahl nach sind, überaus reichlich mit Zitaten aus französischen Autoren versehen sind. So liefern uns auch die den französischen Einfluß so oft bekämpfenden moralischen Zeitschriften Steeles und Addisons zahllose Beweise dafür, wie stark der Einfluß der französischen Literatur auf die Schriftsteller des Zeitalters der Königin Anna war.

Benutzte Literatur.

I. Texte.

The Tatler, in der Ausgabe: The British Essayists; To which are Prefixed Prefaces Biographical, Historical, and Critical: By James Ferguson, Esq. London 1819; A new Edition, in 5 vols. (Nach dieser Ausgabe ist zitiert.)

The Tatler, With Illustrations and Notes, Historical, Biographical, and Critical. London 1786; in 6 vols.

The Spectator, in der Ausgabe: The British Essayists etc.; London 1819; 10 vols.

The Spectator, London: Printed for I. and R. Tonson and S. Draper. In 8 vols. (s. a). (Nach dieser Ausgabe ist zitiert.)

The Spectator, London, 1765.

The Spectator, London, 1719.

The Spectator, London, 1775.

The Guardian, in der Ausgabe: The British Essayists etc.; London 1819; 3 vols. (Nach dieser Ausgabe ist zitiert.)

The Guardian, Ausgabe in 3 Bänden vom Jahre 1760 (s. l.).

Addison, Joseph: Works, ed. with Notes by Richard Hurd, London 1891, 6 vols.

Arnold, Thomas: Selections from Addison's Papers Contributed to The Spectator, with Introduction and Notes; Oxford 1875; Clarendon Press.

II. Literarhistorische Werke und Abhandlungen.

Aikin, Lucy: The Life of Joseph Addison. In 2 vols. London 1843.

Aitken, G. A.: The Life of Richard Steele. In 2 vols. London 1889.

Beljame, Alexandre: Le Public et les Hommes de Lettres en Angleterre au XVIII. Siècle (1660—1774); Paris, 1881.

Courthope, W. J.: Addison; London, 1884 (in der Sammlung: English Men of Letters ed. by John Morley).

Hamelius, Paul: Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts; Leipzig 1897.

Hettner: Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königtums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts 1660 bis 1770. V. verbesserte Auflage, besorgt von A. Brandl: Braunschweig 1894.

Johnson, Samuel: The Lives of the English Poets; Leipzig 1858; 2 vols.

Kawczynski, M.: Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; Leipzig 1880.

Kabelmann, K.: Joseph Addisons literarische Kritik im „Spectator". Rostocker Dissertation. Rostock 1900.

Lenk, Bernhard: Addison und der Spectator. Programm; Stade 1890.

Macaulay, Th. B.: The Life and Writings of Addison in: Critical and Historical Essays, contributed to the Edinburgh Review; vol V. Leipzig 1850. Tauchnitz Edition.

Maschmeier, C.: Addisons Beiträge zu den moralischen Wochenschriften. Güstrow 1872.

Milberg, Ernst: Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Meißen 1879.

Paul, A.: Addison's Influence on the Social Reform of his Age. Programm, Hamburg, 1876.

Pätsch, Eduard: Über die englische Wochenschrift „The Spectator". Im Jahresbericht der städtischen Realschule zu Potsdam, 1868.

Ricken: Bemerkungen über Anlage und Erfolg der wichtigsten Zeitschriften Steeles und den Einfluß Addisons auf die Entwicklung derselben. Im Bericht der Oberrealschule zu Elberfeld, 1884.

Vita.

Geboren bin ich am 9. Oktober 1878 zu Opperhausen, Herzogtum Braunschweig, als Sohn des Landwirts Heinrich Sander und seiner Frau Johanna, geb. Flügge. Ich wurde in der evangelisch-lutherischen Konfession erzogen und erhielt meinen ersten Unterricht in der Volksschule meines Heimatsortes. Ostern 1888 kam ich auf das Realprogymnasiun zu Gandersheim und erlangte dort Ostern 1894 die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Ich besuchte darauf noch drei Jahre das Realgymnasium zu Goslar a. H., wo ich am 16. März 1897 die Reifeprüfung bestand. Seit dieser habe ich mich dem Studium der neueren Sprachen gewidmet und zwar zunächst in Göttingen, unter der Leitung der Herren Professoren Achelis, Baumann, Heyne, Morsbach, Peipers, Rehnisch, Stimming, Vischer, sowie der Herren Lektoren Sechehaye und Tamson. Vom Sommer-Semester 1899 setzte ich meine Studien an der Universität Straßburg fort. Hier hörte ich bei den Herren Professoren Gröber, Henning, Koeppel, Martin, Windelband, Ziegler. Mehrere Semester lang nahm ich auch an den Übungen des englischen, germanischen, romanischen und philosophischen Seminars, sowie an den Übungen der Herren Lektoren Robertson, † Roehrig und Savj-Lopez teil. Allen meinen verehrten Lehrern möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen, insbesondere bin ich Herrn Professor Koeppel verpflichtet, der mir die Anregung zu vorliegender Arbeit gab und mir bei Abfassung derselben stets mit wohlwollendem Rate zur Seite stand.




3 2044 012 674 032



